

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Post der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.
Berlin S. 14 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adelsstraße 16
Fernsprecher S.-U. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzustellungsliste

Der 50. Jahrestag des Sozialistengesetzes

Behe denen, über deren Häupter sich einst all der Hag und all die Wut entladen wird, die durch dieses infame Gesetz erzeugt und angesammelt ist.

Das sind Worte, in welche vor nunmehr 40 Jahren J. g. n. a. z. seine Gefühle zusammenfaßte, als er die ungeheuren Opfer und Qualen überblickte, die das damals seit 10 Jahren bestehende Sozialistengesetz dem freibewußtsten Teil der deutschen Arbeiterklasse auferlegt hat.

Hat Auer Recht behalten? Ich glaube nicht. In diesem wie in unzähligen anderen Fällen hat sich die deutsche Arbeiterklasse als „christlich“ erwiesen. Vielleicht als allzu christlich. Keiner von denen, die an dem infamen Gesetz schuld waren, ist zur Verantwortung gezogen worden. Keiner von den zahllosen Staatsanwälten und Richtern, die sich zu Handlangern machten, einmal um sich „oben“ beliebt oder mindestens nicht unbeliebt zu machen, keinen von denen, die ungezählte Jahre Gefängnis und Buchstaus über die schlichten Geistes des Proletariats verhängten, hat die Rache ereilt. Die Arbeiterklasse hat vielleicht nicht vergeben, aber sie hat vergessen. Allerdings war es anders wohl kaum möglich. Die deutschen Arbeiter hatten die Macht nicht, ihren Peinigern zu vergelten. Und als nach einem vollen Menschenalter die Revolution kam, da waren jene elenden Kreaturen längst beim Teufel. Aber vielleicht ist es doch schade, daß der Hag, wonach jede Tat hier auf Erden schon ihre Vergeltung findet, so selten zur Wahrheit wird. So wenig ich sonst für die Abschreckungslehre zu haben bin — in diesem einen Fall glaube ich doch, daß das feige Gesindel, das sich beeifert, die Taten der jeweiligen Machthaber an den Schwachen auszuüben, sich abschrecken ließe durch die bloße Möglichkeit einer späteren Sühne.

Das Sozialistengesetz war eines der niederträchtigsten Verbrechen der Weltgeschichte. Nicht nur wegen seines Inhalts, nicht nur wegen der Art seiner Durchführung, sondern auch wegen der Absichten, die seine Urheber leiteten. Menschenleben und Menschenleben wurden zerstört, um diplomatische Schachzüge im Jant der bürgerlichen Parteien gegeneinander auszuspielen.

Das Gesetz, das der Deutsche Reichstag am 19. Oktober 1878 mit 221 gegen 149 Stimmen beschlossen hat, sollte alle sozialdemokratischen, sozialistischen und kommunistischen Bestrebungen unterdrücken. Vereine, Verbände, Versammlungen, die solche Bestrebungen „bepflichten“ oder in denen solche Bestrebungen „plutige traten“, sollten verboten, aufgelöst, verhindert werden. Auch schon dann, wenn solche Bestrebungen bei ihnen „anzunehmen“ seien. Dasselbe galt für Druckschriften aller Art.

Doch das — so schlimm es ist — war noch das Harmloseste. Schlimmer waren die Strafen. Hohe Geldstrafen und Gefängnis gab es für die Befolgung sozialistischer und kommunistischer Bestimmung. Wer die Propaganda für Sozialismus und Kommunismus „zum Geschäft machte“, dem konnte außer der Strafe der Aufenthalt an bestimmten Orten verboten werden. Gastwirten, Buchdruckern, Buchhändlern, die den Sozialismus förderten, konnte der Betrieb ihres Gewerbes untersagt werden. Endlich konnte nach Belieben die Behörde über bestimmte Orte den sogenannten „Reinen Beteiligungsstatus“ verhängen, der noch ärgere Befestigungen und Bedrückungen mit sich brachte.

Und keineswegs etwa haben diese Bestimmungen nur auf dem Papier gestanden. Mit Brutalität und Niedertracht und zugleich mit jener feindlichen Bosheit und Gefährlichkeit wurden sie angewandt, die man so oft bei untergeordneten Polizeibeamten findet. In seiner Schrift „Nach zehn Jahren“, worin J. g. n. a. z. die bisherigen „Erfolge“ des Gesetzes sammelte, gibt er eine ausführliche Aufzählung der ihm (das heißt dem Parteivorstand) bekannt gewordenen Verbote, Ausweisungen, Strafen usw. Danach sind in den zehn Jahren — das Gesetz blieb noch zwei Jahre länger in Kraft, bis zum 30. September 1890 — auf Grund des Sozialistengesetzes rund tausend Jahre Gefängnis verhängt worden. 1000 Jahre zerstörten Familienglücks, zerrütteter Gesundheit, bitterster Not für Weib und Kind und nur zu oft Vernichtung der Existenz im Gefolge! 332 Vereine sind verboten worden, darunter 95 Gewerkschaften; ein deutsches Reich, das es den Herrschenden nicht allein auf die Unterdrückung politischer Bestrebungen ankommt, sondern daß sie auch — und vor allem — die wirtschaftliche Besserstellung der Arbeiter verhindern wollten. Natürlich, all die zahnenden Verbände, wie die christlichen und bürgerlichen Gewerkschaften, ließen sie ungeschoren. Deren Zweck war ja nur, die Kräfte der Arbeiterklasse zu zerschüttern, von wirksamen Maßnahmen abzuhalten und so zum Vorteil des Kapitals lahmzulegen.

Die Zahl der verbotenen Druckschriften erreichte bis zum 28. Oktober 1888 1299. Darunter waren 155 Zeitungen und Zeitschriften. Auch hierin liegt, neben der Unterdrückung der Meinungsfreiheit, eine gewaltige Summe ruinierten Lebensglücks. Nach dem bei weitem nicht vollständigen Material des Parteivorstandes sind in den ersten zehn Jahren des Sozialistengesetzes 893 Personen aus ihrer Heimat vertrieben worden, nur weil sie sich zum Sozialismus bekannten. 24 von ihnen waren verheiratet und hatten insgesamt 973 Kinder. Wer in den 1890er Jahren ins Ausland kam, hat dort noch viele von diesen Verbannten getroffen, von denen so mancher mitnahm Weib und Kind in Hunger und Elend untergegangen ist. Es handelt sich dabei, wohlverstanden, nicht um Leute, die irgend etwas verbrochen hatten, sei es auch nur im Sinne dieses Schandgesetzes, und die ins Ausland geflohen waren, um der Verfolgung und der Strafe zu entgehen.

Und warum, warum diese entsetzlichen Qualen über so viele brave und charakterfeste Menschen?

Hier muß man unterscheiden zwischen den Vorwänden, die der Urheber des Gesetzes, Bismarck, angab, und den wahren Gründen. Als Vorwand dienten ihm die Attentate.

Am 11. Mai 1878 hat der Klempnergehilfe Södel zu Berlin Unter den Linden, während der Kaiser (es war der Großvater des Doerner Solzhaders) vorüberfuhr, mit einem Revolver geschossen. Getroffen hat er niemand, und nach den Ergebnissen der polizeilichen Untersuchung ist anzunehmen, daß er auch niemand treffen wollte, sondern nur die Absicht hatte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sozialdemokrat war er nicht. Gleichwohl war Bismarck, des damaligen Reichskanzlers erster Gedanke: Ausnahmegegesetz gegen die Sozialdemokratie. Das gelang ihm aber daneben, der Reichstag war nicht dafür zu haben. Noch nicht.

Da erfolgte am 2. Juni 1878 das ernstlich gemeinte Attentat von Nobiling, der den Kaiser ziemlich schwer verletzete, dann aber die Waffe, eine Schrotflinte, gegen sich selbst richtete und sich so schwer verwundete, daß er 14 Wochen später starb. Auch von ihm wurde alsbald, der Wahrheit zuwider, behauptet, er sei Sozialdemokrat gewesen. Diesmal gelang es, die doppelte verhängte öffentliche Meinung anzusehen. Der Reichstag wurde am 12. Juni aufgelöst, der neu gewählte nahm das Sozialistengesetz an, obendrein in einer viel schlimmeren Form, als die Vorlage vom Mai gehabt hatte.

Aber der würde sehr irren, der der Meinung wäre, daß der „gewiegte Staatsmann“ Bismarck an den Zusammenhang der Attentate mit der Sozialdemokratie geglaubt habe. Ihm war das ein Mittel zu einem politischen Zweck, nichts weiter. Er wollte im Reichstag die Nationalliberalen aus der Mehrheit drängen.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist wirklich so! Es war die Zeit, wo Bismarck vom Freihandel zum Schutz Zoll überging. Im Jahre 1877 waren 95 v. d. Einfuhr in Deutsch-

land Zollfrei. Dieses System ins Gegenteil umzukehren, war Bismarck schon seit ein paar Jahren bemüht. Einmal weil das Reich wegen der gewaltigen Kriegsausgaben größere Einnahmen brauchte. Sodann weil bei Erhebung der Abgaben durch Verbrauchssteuern und Zölle der einzelne nie recht weiß, wieviel er eigentlich zahlt. (So hat Bismarck selbst am 22. November 1875 im Reichstag gesagt.) Das Volk kann also leichter über die Höhe der Belastung getäuscht werden. Außerdem zahlen bei solcher Art der Besteuerung die Armen stets mehr als die Reichen. Und endlich fließen Zölle und Verbrauchssteuern, wenn sie einmal bewilligt sind, immer weiter, ohne daß man den Reichstag darum befragen muß. Die Regierung wird also vom Reichstag unabhängig.

Gerade aus diesem letzten Grunde wollten Nationalliberalen und Zentrum, die im Reichstag die Mehrheit hatten, zuerst nicht so recht an die Zölle heran. Und nun kann Bismarck seit Jahr und Tag, wie er die Mehrheit im Reichstag umwerfen könne. Als nun die Nationalliberalen im Mai 1878 das erste, verhältnismäßig harmlose Sozialistengesetz abgelehnt hatten, weil es denn doch gar zu einfältig war, den schwachsinrigen Södel mit seinen Schüssen in die Luft zum Volkspopanz zu machen, und als dann eine gütige Vorlesung Herrn Bismarck das zweite Attentat bescherte, da nutzte er das weiblich aus, um neben den Sozialisten auch gleich auf die Nationalliberalen zu heben, die dem Kaiser den nötigen Schutz verweigert hätten. Das Manöver gelang. Von 127 Abgeordneten sanken die Nationalliberalen bei der Wahl auf 98, und selbst von diesen hat die Hälfte 1879 für die Schutzzölle gestimmt. Ja, der Getreidezoll ist überhaupt erst auf Anregung des nationalliberalen Führers v. Bennigsen geschaffen worden. So sehr schmerzten die Prügel, daß die Nationalliberalen von da an dem Reichskanzler Bismarck aus der Hand fragten.

Das sind die Hintergründe, aus denen das Sozialistengesetz entstanden ist. Wegen dieser Hintergründe um ein paar Paragrafen ist jene ungeheure Woge von Hunger, Tränen, Not und auch Blut über das deutsche Proletariat und jene unauflösliche Schande über das Deutsche Reich gekommen. Aquila.

Der Konflikt in der Eisenindustrie

Die Schwerindustriellen drohen wieder mal mit der Kündigung ihrer Arbeiter

Beim Abschluß dieser Nummer erreicht uns aus Offen unterm 11. Oktober die Meldung, daß die Eisenindustriellen der Gruppe Nordwest beschlossen haben, der gesamten Arbeiterschaft am 1. November 34 kündigen. Diese Maßnahme wird damit begründet, daß die Metallarbeiter-Verbände das Angebot der Industriellen abgelehnt hätten, wodurch am 31. Oktober einerseits ein tarifloser Zustand eintrat und andererseits die Weiterführung der Betriebe bei einer Lohnherabsetzung in dem von den Gewerkschaften geforderten Ausmaße nicht möglich sei.

Das Drohen mit der Kündigung gehört, wie alle Welt weiß, zum ehernen Bestand der Politik unserer Schwerindustriellen Profitgegnossen. Voriges Jahr haben sie damit ja auch bei der Stelle Einbruch geschunden, auf die die Drohung in erster Linie gemünzt war, beim Reichsarbeitsministerium. Die Folge war die Verbindlichkeitsklärung jenes unaussprechlichen Schiedsspruches, der eine teilweiser Arbeitszeitverkürzung und die fabelhafte Lohnherabsetzung von 2 1/2 die Stunde brachte. Die heillosste Armeligkeit des Schiedsspruches wurde von der Meinung getragen, daß dadurch eine Erhöhung des Eisenpreises vermieden werde. Wie irrig dies war, zeigen die dennoch eingetretenen Preiserhöhungen zur Genüge. Und welche Unglücks-märchen haben die Schwerindustriellen einer bürgerlichen und amtlichen Welt über die Wirkungen des Schiedsspruches erzählt! Laufende von neuen Arbeitern mühten eingestellt, eine Menge Arbeiterwohnungen mühten gebaut und eine Millionenanleihe mühten aufgenommen werden, was den völligen Bankrott der schon längst am Ruin geratenden nagenenden Schwerindustrie bringen werde. Heute laßt alles über diese Märchen — und über die großen Kinder, die den wohlverdienenden Schmutz ernst nahmen.

Besserungsbedürftig können die Industriellen, von dem vorjährigen Erfolg ermutigt, das Märchen erzählen nicht lassen. Der Borsigende

der nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der Generaldirektor Poensgen, versucht es mit einer neuen, aber doch so alten Litanei: Die tatsächlichen Verdienste der Arbeiterklasse seien durchaus angemessen (womit er das wohl beweisen will?), die Produktion sei seit Januar von Monat zu Monat gesunken, eine gewinnbringende Konjunktur sei also in der Eisenindustrie nicht vorhanden, die oft angeführten Preiserhöhungen hätten nur geringe Erhöhungen der Gesamterlöse bewirkt, dazu käme ein unverhältnismäßiges Ansteigen der Selbstkosten. Und so weiter.

Wie man sieht, ist die schon lautmäßig mißbrauchte Platte wieder in die Schreimachine eingestellt worden. Unsere Schwerindustriellen sollten sich nun bald nach anderen Biegearten von Selbstkosten umsehen, da ihre jetzigen offenbar nichts Neues mehr zu schaffen vermögen. Der Generaldirektor Poensgen vergißt auch diesmal wieder, buchmäßige Unterlagen für seinen Jammer vorzulegen. Er wird sich schwer hüten! Die Märchen von Profitlosigkeit der Schwerindustriellen Geschäftes würden dann ja verdunsten. Darum: die Anglisten, stichhaltige zahlenmäßige Beweise zu liefern.

Bei den Verhandlungen mit den Metallarbeiter-Verbänden am 11. Oktober haben sich die Gütenherren, wie wir der Tagespresse entnehmen, nur dazu bereit erklärt, den leistungsfähigen Hilfsarbeitern über 21 Jahre, die in Zeitlehn schaffen und deren tatsächlicher Verdienst ohne Sozialzulagen unter 63 1/2 liegt, eine nicht allzu-fähige Zulage zu gewähren, in daß die tatsächliche Bezahlung dieser Gruppe auf etwa 67 1/2 die Stunde komme. Das sei das äußerste Entgegenkommen der Unternehmer. Die Forderung der Gewerkschaften auf 15 1/2 Lohnherabsetzung lehnten sie als ganz untragbar ab. Daß die Gewerkschaften dieses Angebot nicht ernst nehmen konnten, versteht sich. So sind die Verhandlungen abgebrochen worden. Wie sich die Streitsache weiter entwickelt, muß in aller Ruhe abgewartet werden.

Wetterumschlag auf den Werften

Es sind erst ein paar Wochen her, als die allgemeine Aufmerksamkeit auf zwei deutsche Großwerften gerichtet war. In Hamburg und Bremen liefen die beiden größten Handelschiffe vom Stapel.

Wie war es doch damals? Eine geschickte Regie mußte aus diesen Stapelläusen einen Ehrenstag des deutschen Volkes zu machen. Zu diesem Zweck brachte man Massen auf die Werften zuhause, wie die eiserne Riesen in ihr feuchtes Welt glitten. Ehrentribünen waren errichtet für besonders erlauchte Gäste. Die kamen in ihren Autos vorgefahren und bildeten eine stattliche Zylinderhutversammlung. Alles, was in der Handels-, Industrie- und Werftwelt einen Namen und das dazugehörige Geld hat, war dabei. Aber sie waren nicht zu einem gesellschaftlichen Ereignis gekommen, sondern zu einer „Sache des ganzen Volkes“. Dies war gewissermaßen durch die zehntausende Arbeiter, Angestellte und Kleinbürger verkörpert, die zu Seiten der Ozeanriesen standen.

Damit nicht genug: nach Hamburg war der amerikanische Botschafter aus Berlin bemüht worden, um die Taufe vorzunehmen, und in Bremen war es gar Reichspräsident v. Hindenburg, der unter Vollerhöhen des Kreuzers „Emden“ inmitten der Werft- und Reedereiherrn die Flasche Tauffest zu dem Schiffslug schleuderte.

Ja, und bei solchen feierlichen Anlässen kann es nicht still zugehen. Muntere Reden durften nicht fehlen. Für ihre Vorbereitung sorgte der Rundfunk. Und die Reden hatten es in sich! Der Reichspräsident lobte die „leistungsfähigen, mustergültigen Fahrzeuge“, die nach dem Kriege auf deutschen Werften entstanden. Im Wiederaufbau unseres aufstrebenden Vaterlandes sei die „Schaffung der neuen Handelsmarine eine wirtschaftlich wie politisch besonders wichtige Leistung“. Und alle, die daran mitgearbeitet hätten, Reederei, Ingenieure und Werftarbeiter könnten „mit ehrlicher Befriedigung“ darauf zurückblicken, was gewiß die Werftarbeiter besonders ausgiebig taten. Als Hindenburg die neuen Erzeugnisse der Werftindustrie

als „Zeichen der unsterblichen deutschen Arbeitskraft“ gepriesen hatte, sagte er allen, die daran mitgearbeitet hatten, namens des Reiches wie im eigenen Namen „warme Anerkennung und herzlichen Dank“.

Der Präsident des Norddeutschen Blobs aber griff noch tiefer in die Saiten. Er sprach davon, daß der Glaube an die Zukunft unseres deutschen Volkes „so stolze Schiffe“ geschaffen habe. Kurz und schlicht nannte er die Riesenwerke „Dienst am Volk“ und dankte bewegt dafür, daß „von der obersten Leitung bis zum jüngsten Arbeiter alle mit Liebe“ an den Schiffen gebaut hätten.

Und als unter donnernden Hurras, dem Sirenengeheul der Schiffe im Hafen und den Klängen des Deutschlandliedes der stählerne Riese ins Wasser rutschte, da durften sich die Werftproleten von der allgemeinen Begeisterung und der Hochachtung vor deutscher Arbeit eine gehörige Scheibe herunterheben. Wirtschaftskapitäne, vielfache Millionäre, die Spitzen der Behörde, der Reichspräsident als Solokräfte, zehntausende Männer und Frauen aus dem Volk „bis herunter zum jüngsten Werftarbeiter“ als Statisten bei diesem großen Schauspiel auf den Großwerften — dafür gab es nur eine passende Überschrift: Volksgemeinschaft!

Wirklich, das war die Melodie, die tags darauf aus den Trichtern von tausenden bürgerlicher Pressegrammophone quoll. Aus Millionen Spalten bürgerlicher Zeitungen klang hoch das Lied vom braven Arbeitmann, der auf den Werften so fleißig zur Wehrung deutscher Ehre beigetragen hatte.

Im Innern der meisten Werftproleten fand dieser talmithafte Begeisterungssturm wenig Widerhall. In dem Augenblick, als die beiden großen Schiffe zu Wasser gingen, da hörten schon viele Werftarbeiter aus dem Jubeltrab die Losung „Freierabend!“ heraus. Und wer von ihnen nach dem Stapellauf weiterbeschäftigt wurde, der wußte, daß bald die deutsche Öffentlichkeit aus einem ganz anderen Grunde auf die Werften blicken werde. Der Kampf um Lohn und Arbeitszeit stand vor der Tür!

Jetzt ist der Kampf da! Jetzt könnten die Werftarbeiter für ihre Sache ein wenig Stapellaufbegeisterung gebrauchen. Bei 70 bis knapp 90 Stundenlohn und 52stündiger Wochenarbeitszeit haben sie „leistungsfähige und mustergültige Fahrzeuge“ gebaut, haben sie dem „Wiederaufbau unseres deutschen Vaterlandes gedient“ und haben „mit Liebe Dienst am Volke geleistet“.

Über von schönen Worten und begeistertem Lob — selbst wenn sie dem hohen Rande Gindenburgs, eines Vorkämpfers und eines Reederpräsidenten entfliehen — kann kein Werftarbeiter leben. Wo sind jetzt die journalistischen Schönredner, die beim Stapellauf das Werk deutscher Arbeiter so überschwänglich priesen und die aus dem Werftbetrieb „ein einziges Volk von Brüdern“ machten, wo vom Generaldirektor bis zum jüngsten Niederlehrling „alles an einem gemeinsamen Werk arbeitete“?

Heute, wo ein Hüben oder Drüben nur gilt, wo der Kampf der Gegensätze zwischen Werftkapital und Arbeiterschaft entbrannt ist, wirkt keine bürgerliche Zeitung für die Werftarbeiter. Und wie angebrannt wäre es gerade in diesem Augenblick, für die Arbeiter der Werften Verständnis zu erwirken. Da ist zum Beispiel der Mieter, der dem Schiff das stählerne Kleid mit Nieten an die Spanten näht. Eine menschenwürdige Arbeit ist es, einen langen Arbeitslag den nervenzerschütternden Presslufthammer zu handhaben. Mit zerhörttem Gehör, zerfetzten Nerven und überhitztem Gliedern wankt der Mieter nach Hause, und er würde in seinem vernünftigen Verstand selbst dann nicht alt werden, wenn er nur 6 Stunden am Tage zu rattern hätte. Ihm aber und den übrigen Werftarbeitern weigert sich das Werftkapital und die ihm zur Seite stehende bürgerliche Presse, den Achtstundentag zuzuerkennen.

Und die Werftarbeiterlöhne sind ein ähnliches Kapitel. Ganze 4 3 die Stunde wollte der Schlichter den Werftarbeitern zu sprechen. Als wenn es auf einen Raub ihres Heiligsten abgesehen wäre (das ist ja auch schließlich die Aktionärsdividende), lehnten die Werftgewerkschaften selbst diese 4 3 Julage ab. Wie wäre es, wenn die stapellaufbegeisterten Schmöhs ihren Lesern auseinanderlegten, wie eine Werftarbeiterfamilie mit 35,40 oder 45 M in der Woche hantieren soll? Wie wäre es mit einer Gegenüberstellung der Werftarbeiterlöhne und der Dividenden bei den deutschen Großwerften? Stoff genug, um jeden Tag ganze Zeitungsspalten damit zu füllen!

Aber nichts davon im bürgerlichen Blätterwald — Bettlern und Schlag! Verschwanden plötzlich die Begeisterung für die Werftarbeiter. Ein Loblied auf den Werftarbeiter? Ja, aber er muß billig und willig arbeiten, und wenn er bei seiner vielgepriesenen Mitarbeit am „Wiederaufbau unseres Vaterlandes“ menschenwürdigen Lohn und angemessene Arbeitszeit verlangt, so sind das halt unerfüllbare Forderungen und der Werftarbeiter ist schließlich selbst schuld, wenn dabei die romantische Stapellaufbegeisterung vor die Hunde geht...

Wenn Arbeit und Kapital sich im harten Kampf gegenüberstehen, dann steht die Arbeiterklasse, wer ihr Freund und wer ihr Feind ist. Freunde in der Not, gehen viele auf ein Rot. Daß dieses Wort noch heute richtig ist, zeigen die letzten großen Stapellaufe und der gegenwärtige Werftarbeiterkampf. Und wenn ihnen nicht partei Gewerkschaften zur Seite standen, würden die Werftarbeiter den „Bettlerkrieg“ sehr hart zu spüren bekommen. S. Gadma.

Der Kampf der Werftarbeiter

Von Hamburg wird aus geschrieben:

Es sind nur wenige Wochen her, da veränderte die gesamte deutsche Presse mit Stolz den Stapellauf der beiden 46 000-Tonnen-Passagierschiffe Europa und Bremen. Mit Recht klang das hohe Lied von der deutschen Arbeit in alle Welt hinaus und bei wohlgeordneten Tafeln feierten die Vertreter der Reichsregierung und der Werftarbeiter die Ausfertigung der Riesenwerke. So lebhaft gedachte man auch der Leistungsfähigkeit der Werftarbeiter. Nur eins vergaß man zu sagen, daß dieser wohlgeordneten Werftarbeiterklasse seit langem der berechtigste Anteil an ihrem Arbeitsprodukt verweigert wird, daß die Löhne und Verdienste dieser Arbeiter nämlich 25 bis 40 % und mehr geringer sind als die der gleichen Berufsgruppen in anderen Industriezweigen. Der Faktum, daß die Werftarbeiter von jeher die am zu beschleunigten Lohnforderungen der Arbeiter bekämpfen und ablehnen, steht ohne Zweifel fest. Und heute gar jetzt, daß bereits in der Vorkriegszeit nach Jahren des Wirtschaftstiefes regelmäßig eine Lohnbewegung kam, die durch Streiks ausgetragen werden mußte, die gewöhnlich 12 bis 13 Wochen dauerten. Heute ist das wiederum der Fall. Mehr als ein halbes Hunderttausend Werftarbeiter der Betriebe der Norddeutschen Gruppe des Gesamtverbandes deutscher Metallindustrieller steht seit dem 1. Oktober im Kampf, um zum ersten Male auf zu beschleunigten Lohn-

forderungen (die in der vorigen Woche hier schon mitgeteilt wurden) durchzusetzen. Selbst wenn, wie wir hoffen, diese Forderungen ganz erfüllt werden, würde die Werftarbeiterentlohnung immer noch wesentlich hinter der gleichartigen Berufsgruppen der anderen Industrien zurückstehen. Zum andern wird um die Verkürzung der Arbeitszeit, um den Achtstundentag gekämpft.

Seit dem letzten 14wöchigen Kampf in der Werftindustrie im Frühjahr 1924 sind nur in seltenen Ausnahmefällen Lohnerhöhungen durch Vereinbarung erreicht worden, fast immer mußte ein vom Reichsarbeitsminister eingesetzter Sonder-Schlichtungsausschuß eingreifen. Die Werftarbeiter hatten schließlich keinen Grund, zu klagen, daß ihre Einwände und Vorwände vom Vorsitzenden des Schlichtungsausschusses unberücksichtigt gelassen worden wären. Die Klagen der Unternehmer über das angeblich so unrentable Geschäft fanden vielmehr beim Schlichter ein nur zu offenes Ohr.

In diesem Zusammenhange sei erinnert an die Tarifbewegung im Frühjahr 1923. Die Werften waren reichlich mit Aufträgen versehen. Was war da natürlicher und berechtigter, als daß die Gewerkschaften den Versuch unternahmen, den Werftarbeitern wenigstens einen Teil des ihnen so lange vorenthaltenen Lohnes zu erringen. Dieser Versuch wurde dadurch zunichte gemacht, daß der Schlichter der Nordmark als Vorsitzender einer Schlichterkammer nur mit seiner eigenen Stimme, die wirklich bestehenden Forderungen der Gewerkschaften völlig außer acht lassend, einen Spruch fällte, der auch nicht im allergeringsten den Nothwendigkeiten der Arbeiter gerecht wurde. Trotz allen Einspruchs und trotz des Widerstandes der Gewerkschaften erklärte der damalige Reichsarbeitsminister Dr. Brauns den Spruch für verbindlich. Welches Maß von Erbitterung dadurch unter den Werftbelegschaften entfesselt wurde, vermag nur der zu ermessen, der mit ihnen in Berührung ist.

Soll sich bei der jetzigen Lohnbewegung das Trauerspiel wiederholen? Alle Anzeichen deuten darauf hin. Denn wiederum fällt der vom Reichsarbeitsminister mit dem Vorsitz betraute Schlichter der Nordmark einen geradezu empörenden Spruch. Der jetzige Reichsarbeitsminister besaß die Einsicht, von einer Verbindlichkeit Abstand zu nehmen. Es muß offen ausgesprochen werden: selbst die Verbindlichkeitserklärung dieses Schlichters hätte den Ausbruch des Kampfes nicht verhindert. Der Kampf ist ausgebrochen, er muß ausgetragen werden, und kein Gewerkschafter, keiner der 55 000 Ausständigen hat sich von vornherein der Erkenntnis verschlossen, daß dieser Kampf schwer und von langer Dauer sein wird. S. R.

Die Erwerbslosigkeit in Deutschland



Zum ersten Male seit Januar d. J. hat in der Zeit vom 1. bis 15. August die Zahl der unterstützten Arbeitslosen in der Arbeitslosenversicherung, wenn auch geringfügig zugenommen. Es hat den Anzeichen, daß der niedrigste Stand der Arbeitslosigkeit, der im vorigen Jahr erst Mitte Oktober erreicht wurde, in diesem Jahr bereits überschritten ist.

Zur Arbeitslosenversicherung

Ein unhaltbarer Zustand

Das Arbeitslosenversicherungsgesetz hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon häufig berechnete Klagen der Arbeitslosen ausgelöst. Das gilt insbesondere hinsichtlich der Beitragsbemessung und der damit zusammenhängenden Prüfung der „Bedürftigkeit“ der Antragsteller. Demzufolge wird oft überhaupt keine oder vielfach eine sehr niedrige Unterstützung zuerkannt, daß man sie nur als eine Verhöhnung der Antragsteller auffassen kann. Ein besonders trübseliges Beispiel der Auslegungswillkür bei den „Richtlinien“ der Reichsanstalt sei in folgendem gezeigt.

Gemäß § 105 Abs. 2 des Gesetzes über Arbeitslosenversicherung ist für die Zugehörigkeit der Arbeitslosen zu der einzelnen Lohnklasse das Arbeitsentgelt maßgebend, das sie im Durchschnitt der letzten drei Monate vor der Arbeitslosmeldung bezogen haben. Soweit die Arbeitslosen in dieser Zeit die in ihrer Arbeitsstätte übliche Zahl von Arbeitsstunden nicht erreicht haben und deswegen Lohnfiktungen unterworfen waren, ist das Arbeitsentgelt zugrunde zu legen, das sie ohne Kürzung der Arbeitszeit bezogen hätten.

Kann heißt es gewiß nicht selten zu, daß Arbeiter drei und mehr Monate arbeitsunfähig erkrankten, sei es durch Betriebsunfall oder andere Krankheitsursachen. Nach Wiederherstellung oder auch während längerer Krankheitsdauer werden die Arbeiter entlassen. Sie gehen dann mit der ärztlichen Gesundheitsbescheinigung zum Arbeitsamt, nur sich arbeitslos zu melden. Kann sollte man meinen, daß ihnen dann für die Einsparung in die einzelnen Lohnklassen auch das Arbeitsentgelt „angerechnet“ wird, das sie „im Durchschnitt der letzten drei Monate ihrer Arbeitnehmerfähigkeit“ vor der Arbeitslosmeldung bezogen haben. Denn während ihrer längeren durch Krankheit verursachten Arbeitsunfähigkeit konnten sie keine Arbeitnehmerfähigkeit ausüben, und Krankengeld ist doch kein „Arbeitsentgelt“. Nach dem Wortlaut des Gesetzes müßten die Krankheitswochen ausgerechnet und das Arbeitsentgelt der letzten drei Monate vor der Arbeitsunfähigkeit bei der Eingruppierung der Berechnung zugrunde gelegt werden.

Aber weit gefehlt! Die Reichsanstalt hat „Richtlinien“ herausgegeben, wonach nicht die letzten drei Monate der Tätigkeit des Arbeiters, sondern die letzten drei Krankheitswochen für die Berechnung der Unterstützung zugrunde gelegt werden. Daß dadurch die Betroffenen nicht unendlich geschädigt werden, ist wohl nicht bezweifelbar zu betonen. Die Betroffenen haben wohl die Pflicht, Beiträge gemäß ihres Arbeitsverhältnisses zu leisten, machen sie aber ihre Unterhaltungsansprüche geltend, dann werden sie durch diese „Richtlinien“ in ihren Rechten erheblich geschädigt. Nach dem Wortlaut des Gesetzes müßten die Krankheitswochen zu den 20 bis 30 M aus. Das sind unhaltbare Zustände und sicherlich vom Gesetzgeber nicht gewollt.

In einer Eingeklagung des Spruchrats für Arbeitslosenversicherung ist ausgeführt, daß, wenn in die letzten drei Monate vor der Arbeitslosmeldung Tage fallen, an denen wegen Krankheit die Arbeitsunfähigkeit nicht ausgetreten ist, der Beginn der Krankheitszeit des § 105 Abs. 2 für die Berechnung der Höhe der Arbeitslosenunterstützung um diese Tage zurückzulegen ist. Diese

Entscheidung müßte vernunftgemäß auch für die Zurückverlegung der vor der Arbeitslosmeldung durchgemachten Krankheitswochen gelten. Aber man sieht ja, was aus den einseitigen Bestimmungen des Gesetzes gemacht wird. Es muß unter allen Umständen versucht werden, eine Entscheidung des Spruchrats in obigem Sinne herbeizuführen. Schlägt dies fehl, dann muß der Gesetzgeber eingreifen, um die notwendigen Änderungen herbeizuführen.

Der trügerische Eisenindex

Die Schwerindustrie pflegt gerne mit ihren „niedrigen“ Eisenpreisen aufzutrompeln. Angesichts der Tatsache, daß die Eisenpreise in den letzten Jahren stets hoch über den Weltmarktpreisen zugehört sind und Frachtkosten haben, mutet eine solche Behauptung sehr seltsam an. Sie stützt sich auf den amtlichen Eisenindex, der gegenüber 1913 eine Steigerung des Eisenpreises von nur 28 % aufweist, während der allgemeine Großhandelsindex eine Preissteigerung von 39,8 % zeigt. Nun sind die Produktionskosten in der Eisenindustrie infolge der technischen Rationalisierung stark gesunken, weshalb niedrige Preise trotz erhöhter Steuern und Sozialabgaben die erhöhten Abschreibungsleistungen für rascheres Veralten der Maschinen wohl möglich waren. Indessen ist die Eisenindustrie heute zu mehr als 50 % der Produktion in festgelegte Verbandsstellen zusammengeschlossen, gegenüber 30 bis 33 % vor dem Kriege — allein diese Tatsache schließt niedrige Eisenpreise trotz Senkung der Produktionskosten aus.

Wie die „Frankfurter Zeitung“ zutreffend schildert, spiegelt der amtliche Index die Verhältnisse nicht genau wieder. Einmal, weil im amtlichen Index Roh- und Fertigprodukte der Eisenindustrie unterschiedsweise zusammengeworfen werden, obwohl zum Beispiel die niedrigen Schrottpreise die Kosten der Eisenverarbeiter steigern, während sie den Eisenindex nach unten drücken. Des weiteren deshalb, weil die Auswahl der in den Index aufgenommenen Eisenprodukte und deren Wägung (Bemessung des prozentualen Anteils) entsprechend ihrer Bedeutung für den Verbrauch unrichtig ist. Das billige Roheisen wird beim Aufbau des Index allzu stark, die teureren Walzprodukte allzu wenig berücksichtigt; innerhalb der Walzprodukte wird die Gruppe der (verhältnismäßig billigen) Bleche übermäßig beachtet, die der hochwertigen Röhren wurde überhaupt nicht aufgenommen. Der einseitige Mangel des Eisenindex besteht aber darin, daß er zumeist nur Ab-Wert-Preise enthält, während die zahlreichen Aufschläge und Rabatte, die vom Werk bis zum Verbraucher das Material ganz erheblich und viel mehr als früher verteuern, im Index nicht berücksichtigt werden. Deshalb kann man auch die Schwankungen der Eisenpreise vom Index nicht ableiten. Die Grundpreise können längere Zeit hindurch unverändert bleiben, während die Aufschläge und Rabatte sich ständig ändern. So führten zum Beispiel bei vielen Produkten gerade die Rabattkürzungen zu empfindlichen Preissteigerungen.

Reiche Erste beim Stahlwerk

Die Vereinigten Stahlwerke AG. gibt solchen Zahlen über Umsätze, Produktion und Arbeiterzahl für das abgelaufene Viertel bekannt. Die Kohlenförderung stieg im 4. Geschäftsquartaljahr 1927/28 (Juli/September 1928) auf 6 600 310 Tonnen (im dem vorhergehenden Geschäftsabschnitt 6 289 600 Tonnen). Die Roheisenerzeugung betrug 2 482 618 Tonnen (2 201 959 Tonnen); Roheisen 1 547 987 Tonnen (1 541 871 Tonnen); Rohstahl 1 652 311 Tonnen (1 168 105 Tonnen). Also eine Steigerung der Erzeugung in den hauptsächlichsten Produktionsgebieten. Dagegen fiel die Zahl der Arbeiter von 177 090 auf 172 596. Angestellte wurden 15 394 beschäftigt gegen 15 690 im Vierteljahr vorher. Der Umsatz mit Fremden belief sich auf 368 542 241 M gegen 340 182 481 M. Gegenüber dem 4. Vierteljahr 1927 hat sich die Arbeiterzahl von 183 200 auf 172 600, also um 10 600 vermehrt, aber bei ziemlich gleichbleibender Produktion. Man bedenke, daß inzwischen die dreiteilige Schicht durchgeführt wurde und wie die Schwerindustriellen gegen den Dagerbergstreik spruchstark und sehr behaupteten, eine Erhöhung der Arbeiterzahl hätte erfolgen müssen. Wie man sieht, ist das Gegenteil eingetreten, somit die damalige Behauptung der Unternehmer als plumpe Stimmungsmache erwiesen. Die Rationalisierung hat sich also für das größte deutsche Industrieunternehmen sehr vorteilhaft ausgewirkt.

Schluß mit der Technischen Nothilfe

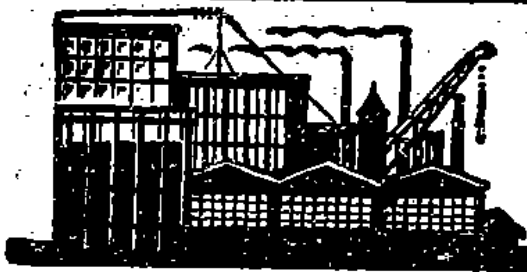
Bereits auf dem Gewerkschaftskongreß hat der derzeitige Reichsminister des Innern, unser Kollege Karl Severing angekündigt, daß möglichst bald an den Abbau der Technischen Nothilfe geschritten werden solle. Nunmehr wird bekannt, daß die Reichsregierung die bisher zur Aufrechterhaltung der Teno bereitgestellten Mittel vom 1. April 1929 an nicht mehr auszahlen wird. Von diesem Termin ab werden lediglich noch Mittel zur Abwicklung dieser Organisation bereitgestellt. Der vom Reich für diese Zwecke jährlich ausgeworfene Betrag beläuft sich auf rund 2,5 Millionen Mark. Die Tat des Reichsinnenministers wird von den Gewerkschaften sehr begrüßt. Inwiefern es notwendig ist, bei Arbeitsfreigabeiten Notstandsarbeiten zu leisten, wird von den Gewerkschaften selbst bestimmt. Diese werden eine Notstandsarbeit nicht ablehnen, wenn sie aus volkswirtschaftlichen Gründen notwendig sein sollte. Die eingekippten Mittel will der Minister, wie er auf dem Gewerkschaftskongreß schon ausführte, zur Ausbildung minderbemittelter Söhne und Töchter des Volkes verwenden. Daß sie auf diesem Gebiete fruchtbringender als bisher angewandt werden, bedarf keiner weiteren Begründung.

Wohnungsnot und Achtstundentag

Die Wohnungsnot verringert sich nicht. Es werden kaum so viel Wohnungen erstellt, um den natürlichen Zuwachs an Wohnungsuchenden zu befriedigen. Eine berliner Montagszeitung bringt eine Aufstellung, wonach 22 000 berliner Familien in Kellerwohnungen, 16 500 in Manjardens und 47 000 Familien in Wohnungen hausein, die weder einen eigenen Abort noch eine Wasserleitung haben. Grauenhafte Zustände, und kein Ende ist abzusehen! Aber ein Problem ist noch besonders zu beachten: Die künftige Beschäftigung der Freizeit der Arbeiter durch die langen Wege von und zur Arbeitsstätte. Das BZ weist in einer der letzten Nummern auf diesen Abseits in ländlichen Industriegegenden, insbesondere in Mitteldeutschland und dem Ruhrgebiet, besonders hin. Es schreibt darüber:

„Stundenweit müssen die Arbeiter in überfüllten Bussen zur Arbeitsstätte fahren, worunter die Leistungsfähigkeit leidet und die Vorteile des Achtstundentags illusorisch gemacht werden. Jedes industrielle Unternehmen, ob groß oder klein, wird immer Wert darauf legen, einen möglichst leistungsfähigen Stamm von Arbeitern zu besitzen. Nicht nur, weil es oft schwer ist, tüchtige Facharbeiter heranzuziehen. Im Reichsarbeitsblatt teilt Ministerialratmann Wolff mit, daß 8000 Arbeiter, die in einem jährlichen Wert der Fahrrad- und Autoindustrie beschäftigt sind, in fast hundert Gemeinden verstreut wohnen. Im Ralberg haben 10 % der Gesamtbelegschaft durchschnittlich täglich 2 Stunden zwischen Wohnort und Werk zurückzulegen. An der Grenze liegende Werke müssen oft ausländische Arbeiter heranziehen, weil für deutsche Arbeiter keine Wohnungen vorhanden sind. Ein bedeutendes Werk der Glasindustrie konnte keine modernen Transportanlagen aufstellen, weil wegen Wohnungsmangel kein Bedienungspersonal gewonnen werden konnte. So wird durch die ungenügende Pausenzeit die Rationalisierung wichtiger Werke in der Fertigungsindustrie um zwei, drei und mehr Jahre verzögert.“

Wenn die Arbeitszeit acht Stunden täglich beträgt und der Arbeiter morgens und abends je eine Stunde von und zur Arbeitsstätte zurückzulegen hat, so ergibt sich daraus, daß die noch übrige bleibende Freizeit sehr gering ist. Somit gehört die Wohnungsnot mit zu den brennendsten Problemen der Arbeitsfrage. Ohne das Vorhandensein ausreichender Wohnungen verliert der Achtstundentag viel von seinem Segen.



Technik und Werkstatt



Meerestiefen und ihre Messungen

Von Hans Bourquin

Wenn der Schiffer auf hoher See fährt, so ist es ihm gewöhnlich ganz gleichgültig, wie tief die Flut unter ihm ist. Nur wenn er sich in der Nähe einer Küste befindet, muß wacher gelotet werden, denn die größte Zahl der Verluste an Schiffen rührt von Strandungen her. So gilt seine Aufmerksamkeit allein geringen Tiefen, die sich auf eine verhältnismäßig niedrige Zahl von Metern beschränken. Anders ist der wissenschaftliche Forscher eingestellt. Er wünscht vom Meeresboden ein Geländebild im ganzen zu gewinnen, wie man es von den über Wasser liegenden Gebieten herstellt. Ihn fesseln tiefe und untiefe Stellen und es gibt heute Forschungsweisen und Mittel, mit denen sie trefflich forschen läßt.

Schauen wir uns ein wenig im Bereich der Meerestiefen um, die freilich bis jetzt erst sehr lückenhaft festgelegt worden sind. Es ist noch nicht allzulange her, seit die ersten zuverlässigen Tiefenmessungen stattgefunden haben. Man nahm früher an, daß die bedeutendsten Tiefen, die in den Meeren vorkommen könnten, nicht mehr als etwa 2000 Meter betrügen. Heute ist man besser unterrichtet. Im Südpazifischen Ozean fand man zwischen Brasilien und der einsamen Insel Santa Helena eine Tiefe von 8000 Meter und nördlich von der Insel Santa Thomas stellte man beim Loten sogar 8381 Meter fest. Die größten bis jetzt ermittelten Meerestiefen sind aber im Großen oder Stillen Ozean, und zwar bei jener vielgestaltigen Inselwelt, die zwischen Asien und Australien ausbreitet. Es ist überhaupt beachtenswert, daß sich gerade in der Nähe festen Landes oft besonders abgründige Stellen auftun. In der genannten Gegend hat man nämlich Beträge von 9788 und sogar von 10 430 Meter festgestellt und bisher ist diese letzte Messung noch nicht übertrumpft worden. Die beiden Ergebnisse haben übrigens mit einer Auffassung aufgeräumt, die man früher in geographischen Büchern fand. Danach sollten die größten Meerestiefen etwa den größten Bergeshöhen entsprechen. Das ist offenbar nicht der Fall, da die äußerste Bergeshöhe im Himalaya nur 8840 Meter ausmacht. Der Indische Ozean scheint in der Nähe von Sumatra seine bedeutendste Tiefe mit nur 7000 Meter zu erreichen.

Natürlich gibt es auch Stellen und Gebiete, wo das Wasser des Meeres bedeutend weniger tief ist, und es seien hier einige Beispiele angeführt. Im Atlantischen Ozean zieht sich ungefähr in der Mitte von Norden nach Süden ein Rücken hin, bei dessen Tiefenbestimmung die Lotung nur etwa 4000 Meter ausweist, und auch mitten im Großen Ozean findet man Stellen, die nicht tiefer sind. Sehr bedeutsam für den Verkehr ist das sogenannte „Kabelplateau“ geworden. Das ist eine Untiefe, die sich zwischen Island und Nordamerika hinzieht, bei der die Lotung vielfach nicht mehr als 2000 Meter Tiefe verrät. Über diesem Boden konnten nun Kabel unter günstigen Verhältnissen verlegt werden, und so vollzieht sich ein großer Teil des Drahtverkehrs zwischen der Alten und der Neuen Welt auf einer Brücke, die im unterseelischen Gelände von der Natur aufgebaut worden ist. Vielleicht wird das genannte Plateau auch in absehbarer Zeit Kabel tragen, mit denen man nach Übersee telefonieren kann. Eine deutsche Gesellschaft hat diese Angelegenheit bereits angefaßt. Ein Kabel ist bekanntlich eine Art Levdener Flasche oder ein Kondensator, der sich ladet und der dadurch ein Sprechen auf längere Strecken unmöglich macht. Nun kann man dem Abstand durch Einschaltung sogenannter Pupinpulen abhelfen; das ist aber bisher bei großen Kabeln noch nicht ausgeführt worden. Jetzt hat die Technik aber feste Spulen geschaffen, und da der Wasserdruck über dem unterseelischen Rücken nicht allzu groß ist, büßten jene sehr wohl der Belastung standhalten. Das Kabel nach Übersee würde dann etwas leisten können, was jetzt nur der drahtlose Telegraphie möglich ist. Ganz leicht sind oft die Randmeere, wie das zum Beispiel bei der Nordsee der Fall ist, wo die Messungen nur wenige hundert Meter finden.

Schon in uralter Zeit hat man das einfache Fadenlot benutzt, um Tiefen zu erkunden, und bereits vor mehr als 2000 Jahren hat man dem Lotgewicht unten eine kleine Sphärolith gegeben, in die Talg eingebracht wurde, mit dem dann wertvolle Bodenproben heraufgeholt werden konnten. Dieses Handlot wird auch heute noch gebraucht und es leistet genügende Dienste, wenn der Meeresgrund einigermaßen nahe liegt.

Für Tiefenmessungen haben sich aber auch die feinsten Lotmaschinen, die man entwickelt hat, als recht unzulänglich erwiesen und heute mißt man selbst dort, wo es sich um ganz leichte Tiefen handelt, womöglich mit Vorrichtungen, bei denen keine Körper an Fäden oder Drähten versenkt werden.

Ohne Faden oder Draht arbeitet zum Beispiel das Atlas-Freilot. Hier wird ein kleiner, tropfenförmiger Körper ins Wasser geschleudert, der in der Sekunde unter dem Einfluß von zwei Schwanzflößen genau um 2 Meter sinkt und der mit einem Knall explodiert, wenn das Lot Boden gefunden hat. Verschieben zwischen dem Einwurf des Lotes und dem Vernehmen des Knalls zum Beispiel 10 Sekunden, so muß die Wassertiefe offenbar 10 mal 2 oder 20 Meter ausmachen.

Auch bei den Lotes mit Schotwirkung wird teilweise mit einem künstlichen Knall gearbeitet. Nach Schum wird auf der rechten Seite des Schiffes — unter der Wasserlinie — eine kleine Kapsel gesprengt. Der Schall dringt dann zum Meeresgrunde und wird von dort als Echo zurückgeworfen, das mittels eines Instrumentes auf der linken Schiffseite aufgefangen wird. Da sich der Schall im Wasser in der Sekunde um 1500 Meter fortpflanzt, so muß er dort, wenn der zeitliche Abstand zwischen Knall und Echo 10 Sekunden ausmacht, einen Weg von 15 000 Meter zurückgelegt haben und es wird dann der halbe Weg, also die Meerestiefe 7500 Meter ausmachen.

Sehr bequem kann man mit einem kürzlich erfundenen selbsttätigen Lot Tiefen feststellen, wobei Membrane zum Schwingen kommen. Man braucht dabei nur auf eine Stala zu setzen, die jederzeit angibt, wie tief das Wasser unter dem Schiff ist. Hier arbeitet dauernd ein kleiner Motor, der in bestimmten Zeitabschnitten ein Wechselstrommagnetchen veranlaßt, eine Membran unter Wasser für einen Augenblick in Schwingungen zu versetzen. Diese pflanzen sich dann im Wasser fort und werden wieder als Echo von einer anderen Membran aufgenommen. Deren Schwingungen setzen sich darauf von neuem in elektrische Ströme um und diese können schließlich ein mit Neon gas gefülltes Röhren zum Leuchten bringen. Dieses Röhren ist

nun auf einem Stabe, der sich wie ein Zeiger in einer kreisförmigen Stala dauernd herumdrehet. Das selbsttätige Loten vollzieht sich dann folgendermaßen: Immer in dem Augenblick, wo das Röhren auf der Stala dort steht, wo auf einer Uhr die XII zu sehen ist, wird selbsttätig ein Wechselstromstoß ausgelöst. Es dauert nun eine kleine Weile, bis dessen Echo wirksam wird, und in dessen dreht sich das Röhren natürlich weiter. Auf der Stala sind Meerestiefen angegeben, und wenn das Licht beispielsweise immer beim Passieren der Zahl 20 aufleuchtet, was in der Sekunde viermal geschehen kann, so befindet man sich dauernd über einer Tiefe von 20 Meter.

So dringt der Mensch mit seinen Forschungen weit in die Tiefen des Meeres hinab. Ihm selbst bleiben diese aber wesentlich verschlossen. Man hat kürzlich einen Taucheranzug hergestellt, der 650 Kilo wiegt und ein Hinabgehen auf — 60 Meter gestattet, was schon eine besondere Leistung bedeutet.

Wie mißt man einen zerbrochenen Ring?

Es kommt vor, daß man zerbrochene Ringe oder Scheiben ersetzen muß. Sei es nun, daß man den Ersatz nachlaufen oder selbst herstellen will, in beiden Fällen braucht man die Maße, insbesondere den Durchmesser. Man findet ihn leicht, wenn mehr als die Hälfte des Ringes erhalten ist oder wenn sämtliche Bruchstücke vorhanden sind, so daß man den Ring zusammensetzen oder ausmessen kann. Gewöhnlich fehlt aber ein Stück oder es sind die einzelnen Bruchstücke zu klein, als daß man sie einwandfrei zusammenfügen könnte.

Dann verfährt man folgendermaßen (Abb. 1): Man legt das größte vorhandene Bruchstück auf eine ebene Platte und schiebt ihm rechts und links je ein Stück Draht oder Glasrohr unter. Die beiden Drahtstücke müssen gleich stark sein und man muß auch die Drahtstärke genau kennen. Der Durchmesser der beiden Stücke sei d mm. Sie werden so geschoben, daß sie einander parallel sind und an dem Bruchstück anliegen. Dann mißt man den Abstand der beiden Drähte voneinander (am besten den äußeren Abstand, Abb. 1), der gleich A mm sei. Zieht man davon einen Durchmesser d ab, so erhält man den Achsenabstand a mm der beiden Drähte. Weiter braucht man nichts. Nun ist es leicht, den Durchmesser des zerbrochenen Ringes zu berechnen:

$$\text{Durchmesser} = \text{Achsenabstand } a \text{ mal Achsenabstand } a$$

$$4 \text{ mal Drahtstärke } d$$

Rechnet man alle Maße in Millimetern, so erhält man auch den gesuchten Durchmesser in Millimetern.

Abb. 2 zeigt das Bruchstück eines Ringes von 8 mm Stärke. Die beiden Drahtstücke sind $d = 4$ mm stark, ihr äußerer Abstand wird zu 34 Millimetern gemessen. Dann ist Achsenabstand = $34 - 4 = 30$ mm u. der gesuchte Durchm. = $30 \cdot 30 = 900 : 4 = 225$ mm. Ferner findet man den inneren Durchmesser des Ringes mit $56 - 2 \cdot 8 = 56 - 16 = 40$ mm. Das Verfahren läßt sich natürlich auch auf Bruchstücke von Röhren, Zylindern und Kegeln anwenden. Wer seine Schulmathematik noch nicht ganz vergessen hat, findet den Beweis für die Methode leicht aus Abb. 1. Man kann sich aber auch durch den Versuch an einem Ring mit bekanntem Durchmesser von der Brauchbarkeit des Verfahrens überzeugen. H. S.

Neue Röhren für den Rundfunkempfang

(Nachdruck verboten.)

Da die Entwicklung des Funkwesens im allgemeinen und des Rundfunks im besonderen ohne die Erfindung der Elektronenröhren und insbesondere der Dreielektrodenröhren uns heute ganz undenkbar erigiert, versteht es sich von selbst, daß Fachleute und Funkfreunde diesen wichtigsten Teilen des Empfangsgerätes eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken. Wir wissen, daß die mannigfachen Ausführungen, in denen die Dreielektrodenröhre von der Funkindustrie für die verschiedensten Zwecke herausgebracht wurde, als ganz ideale Lösungen des Empfangsproblems zu bezeichnen waren und daß auch in Fachkreisen mit erheblichen Verbesserungen auf diesem Gebiete in absehbarer Zeit nicht gerechnet wurde. Diese Annahme jedoch hat sich nicht als richtig erwiesen, denn, wie die diesjährige deutsche Funkausstellung gezeigt hat, hat die Industrie in den letzten Monaten gerade auf dem Gebiete der Elektronenröhren für Empfangszwecke wertvolle Neuerungen herausgebracht.

Eine solche Neuerung stellen zum Beispiel die Wechselstromröhren dar, die den Zweck haben, bei Regenschlaggeräten die Gleichrichtung des dem Netz entnommenen Wechselstroms für Heizwecke überflüssig zu machen. Im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, und insbesondere im Hinblick auf die normaler Weise nicht auszuhaltenden Störungen durch den Wechselstrom kann man es nicht genug bewundern, daß innerhalb kürzester Zeit derartige Röhren herausgebracht worden sind und sie auch bereits in so mannigfachen Ausführungen für alle möglichen Zwecke zur Verfügung stehen. Ihrem Aufbau und ihrer Arbeitsweise nach reihen man die Wechselstromröhren in zwei Hauptgruppen, in Kurzstrahlröhren und Röhren mit indirekter Heizung. Das wesentliche Merkmal der Kurzstrahlröhren ist, wie der Name ja schon sagt, der außerordentlich kurze Heizfaden, der nur etwa 1 Volt Spannung benötigt und vor allem die Wechselstromstörungen auf ein so geringes Maß beschränkt, daß diese Röhren beispielsweise zur Hochfrequenzverstärkung ohne weiteres, ohne den Empfang zu beeinträchtigen, benutzt werden können. Als Audion oder zur Niederfrequenzverstärkung kommen die Kurzstrahlröhren naturgemäß nicht in Frage. Hier bedient man sich der erwähnten Röhren mit indirekter Heizung, bei denen die Störungen dadurch ausgeschaltet sind, daß bei ihnen der Heizfaden nicht, wie dies sonst allgemein üblich ist, die Elektronenemission unmittelbar vermittelt.

Diese Röhren mit indirekter Heizung sind ihrerseits in zwei Untergruppen einzuteilen, in solche mit Wärmestrahlung und solche mit Wärmeführung. Das Grundprinzip ist bei beiden das gleiche. Heizung (Glühfaden) und Emission sind elektrisch voneinander getrennt und die erstere vermittelt letztere durch indirekte Wärmeübertragung. Praktisch ausgeführt wird die Röhre mit Wärmestrahlung etwa in der Weise, daß der Heizfaden von einem die Emissionsmasse tragenden Zylinder umgeben ist, der infolge der Wärmestrahlung vom Heizfaden aus die Emission veranlaßt. Bei der Röhre mit Wärmeführung befindet sich zwischen der Heizung und der Emissionsmasse ein elektrischer Nichtleiter, der jedoch die Wärme weiterleitet und so die Elektronenemission vermittelt.

Eine weitere, sehr wertvolle Neuerung stellen die Schirmgitterröhren dar, bei denen, wie bei den gewöhnlichen Doppelgitterröhren, ein zweites Gitter vorgegeben ist. Im Gegensatz zu den alten Röhren greift aber bei den neuen Schirmgitterröhren das Gitter um die Anode herum, wodurch diese ganz besonders gut abgeschirmt wird. Diese Art der Abschirmung hat eine ganz bedeutende Herabsetzung der Leistung zur Folge, so daß Rückkopplung oder Durchschlagen anderer Sender über diese Röhren unmöglich wird. Infolgedessen leisten diese Röhren ganz besonders zur Hochfrequenzverstärkung ganz vorzügliche Dienste, zumal sie sich durch eine ganz außergewöhnlich große Steilheit und einen überaus kleinen Durchgriff auszeichnen, wodurch bis 150fache Spannungsverstärkungen in einer Röhre vorzukommen können. Klein äußerlich unterscheiden sich diese neuen Röhren dadurch, daß bei ihnen die Zuleitung zur Anode nicht durch den Sockel, sondern oben herausgeführt ist.

Wenn diese beiden Röhrentypen (Wechselstrom- und Schirmgitterröhren) als tatsächliche Neuerungen hier besprochen worden sind, so seien auch noch einige weitere Röhren mit Verbesserungen erwähnt. Derartige Verbesserungen haben zum Beispiel die Mehrfachröhren erhalten, die sich ja bekanntlich in Verbindung mit kleinen Empfängern in neuester Zeit als preiswerter Ersatz für Mehrrohrempfänger sehr gut eingeführt haben. Eine Verbesserung der alten Sparröhren stellen die Barium-Oxydröhren dar, die man als ernste Konkurrenz für die bisher ja nahezu als konkurrenzlos geltenden Thoriumröhren bezeichnen kann; die Leistung dieser neuen Röhren beträgt nur etwa den vierten Teil derjenigen der Thoriumröhren. Georg Futh.

Selbsttätige Photographiermaschine

In Amerika ist ein Apparat erfunden worden, der in ganz kurzer Zeit ohne Betätigung der menschlichen Hand tadellose Photographien liefert. Es ist nur nötig, daß derjenige, welcher ein Kontexten von sich wünscht, sich in eine Zelle benützt, einem Automat ein Material überantwortet und ein freundliches Gesicht macht. Nach zehn Minuten kann man schon mit einer Reihe tadelloser Photographien in der Tasche von dannen ziehen. Diese „Photomaton“-Apparate sollen jetzt auch in Deutschland und den übrigen europäischen Ländern eingeführt werden. In Brüssel soll eine Aktiengesellschaft belgischer Rechts für Europa errichtet werden. Sie soll den Namen Société Continentale Photomaton erhalten. Der Arbeitsbereich soll sich auf 18 Länder erstrecken. Die Firma Siemens & Halske AG, Berlin, ist die Produktionsfirma für die ganze Welt, mit Ausnahme Nordamerikas. Die optische Einrichtung wird von der Emil Busch AG in Rathenow geliefert. Gegenwärtig stellt Siemens & Halske 200 Apparate im Monat her, von denen jeder einzelne einen Herstellungswert von 20 000 M. hat. Auf Grund der vorliegenden Aufträge kann die Firma Siemens & Halske 1500 Personen auf ein Jahr beschäftigen. Man hofft, daß durch die Apparate im Photographiegeschäft große Umwälzungen bevorstehen. Die Bilder sollen vorzüglich sein. In Berlin werden zunächst 11 Apparate in Betrieb kommen, die zumeist in den großen Warenhäusern aufgestellt werden. Man erhofft hieraus, wie die technische Entwicklung durch neue Erfindungen die Produktion immer von neuem anzukurbeln vermag. Ein Gebiet nach dem andern wird von der Maschine erobert.

Königswusterhausen sendet Bildfunk

Auf Antrag des Rundfunkkommissars hat der Reichspostminister eine versuchsweise Einführung des Bildfunks angeordnet, um durch praktische Erprobung einerseits die zur Verfügung stehenden Sendeeinrichtungen und andererseits die Unternehmungen der Rundfunkhörschaft an einer solchen Bereicherung des Rundfunks kennen zu lernen. Die Ausendung der Bilder wird regelmäßig durch den Rundfunk der Königswusterhausen erfolgen, wobei von der Funktograph-Gesellschaft, die auch die Empfangsapparate liefert, die technischen Anlagen entsprechend ergänzt werden. Um die Sendungen in unangenehmster Weise zu überwinden, wird eine Anzahl Bildempfangsstellen über Deutschland verteilt werden, die in erster Linie bei einigen Rundfunkhören und besonders interessierten Persönlichkeiten stationiert werden und der Untersuchung von Reichweite, Störungsfreiheit usw. dienen sollen. Bei diesen Versuchen wird es sich zeigen, ob der Funktograph, das billige Bildfunkgerät, im praktischen Betriebe die gleichen vorzüglichen Eigenschaften aufweist wie bei seinen bisherigen Prüfungen, die wiederholt von den Funkstationen einiger in- und ausländischer Rundfunkgesellschaften, Zeitungsredaktionen, Industrielaboratorien usw. angestellt wurden. Es wäre zu hoffen, daß gute Erfolge erzielt werden, denn nur so wird das Interesse des Publikums für den Bildfunk geweckt werden, vorausgesetzt natürlich, daß die erforderlichen Empfangsgeräte wirklich für zahlreiche Rundfunkteilnehmer erschwinglich sind. ghr.

Papierwände

Als Wärmeisul und Schalldichtung will man neuerdings Wandverkleidungen aus Papier herstellen. Ausgangsmaterial ist eine Art Konkrete, das heißt zerkleinerte Papierabfälle alter Zeitungen usw. Das Papier kommt in eine Zerkleinerungsmaschine und wird mittels eines Kompressors durch einen Schlauch getrieben und gegen die zu beklebende Wand getrieben. Der Schlauchanlass hat zwei seitliche Düsen, die neben dem Papier einen doppelten Strahl Wasserglas als Bindemittel gegen die Wand werfen. Erwähnt sei, daß das Papier vor der Verwendung imprägniert und dadurch nicht nur feuerfester, sondern auch gegen Ungeziefer geschützt wird. Der dreifache Strahl von Papier und Wasserglas bekleidet die Wand mit einer weichen, gleichmäßigen Lage, die je nach Wunsch von 10 bis 80 Millimeter stark angelegt werden kann. Die Wandverkleidung ist natürlich sehr porös; sie enthält zahlreiche winzige Lufträume, die ausgezeichneten Wärmeisul bieten und den Schall dämpfen. Praktische Untersuchungen ergaben, daß eine 25 Millimeter starke Lage zu einer Feuerungsersparnis von etwa 25 % bei der Raumheizung führt; bei 50 Millimeter soll die Ersparnis rund ein Drittel betragen.

Als Betriebsmaschine dient ein fahrbarer Benzinmotor, der einen Kompressor und eine Dynamomaschine antreibt. Der Kompressor liefert Luft für die Zerkleinerung des Wasserglases; die Dynamo treibt ein elektrisches Gebläse, das das Papier auswirft. St.

Jeder Arbeiter soll Schutz suchen!

Gegen die Ausbeutung seiner Arbeitskraft bei der Gewerkschaft.
Gegen die Ausbeutung seiner Kaufkraft bei der Konsumgenossenschaft.
Gegen die Ausbeutung seiner Unwissenheit bei seiner Fachpresse.



Familie und Heim



Mutterwunsch

Ich möchte ein Kind gebären, sprach die Frau,
Sein Leben möchte ich mir im Leibe spüren,
Und wie sich pochend zarte Glieder rühren,
Ich möchte ein Kind mit Augen tief und blau,
In die ich schaute wie in Himmelslicht, —
Ein Kind, ein Kind! ... Ach nein, ich wag es nicht!

Was grübe als ein erstes Bild sich ein
Dem jungen Bild? Nur Elend, Not und Jammer,
Die engen Wände nieder, dumpfer Kammern,
Die trüben Schelben, die ein Strahlenschein
Der Sonne nie durchflutet sieht und warm,
Und meine magere Brust ist ja so arm.

Sie könnte Spenden nicht den Lebensbrant
Des Kindes Lippen, die danach begehren,
Den Hunger sah ich seine Glieder zehren, —
Und bald wohl würd es matt und schwach und krank.
Weh uns Unseligen! Schlimme Zeit zerfällt,
Was uns als heilig Frauenrecht gehört.

Gerechtigkeit! Einst hatten wir Gericht!
Dem Schwächsten soll man reichste Güte gönnen,
O sorg, daß unsre Kinder lachen können!
Schmach ist der Menschheit Mutterchaftsberocht,
Wir Frauen müßten freudig Mütter werden,
Gesegnet, wie den Samen reist die Erde. *Hannel Lehmann*

Die Nonne

Mit zweiundzwanzig Jahren kam Gertrud ins Kloster. Freiwillig ging sie ins Kloster. Aus Liebesgram. Um verschmähter Liebe willen. In dem einst Geliebten haßte Gertrud nun die ganze Welt, alle Menschen. Dieser Haß erschreckte aber das Kloster. In ihr — sie wollte etwas dagegen tun. Und dieses Tun gegen den Haß sollte Beten und Hüben sein. Ein Braut des Geistes wollte sie werden, all ihr fleischliches Wehe und die Tränen ihrer Herzenstunde wollte sie vergessen. Glotengelächte, Priesterstimme, Orgelspiel: das sollte Gertruds Arznei sein — gegen ihren Haß einerseits, gegen die Wunde ihrer Liebe andererseits.

Schwester Gertrud im Kloster. Sie speiste gut. Sie schlief lange und fest allein in ihrem Schlaftrübenbette. Sangsam heilte die Liebeswunde im Herzen — schneller verlag der Haß. Ein Jahr ist um. Schwester Gertrud fühlt erstmalig die Klosterregeln. Die Disziplin bedrückt sie. Zwei Jahre sind um, da regt sich wieder das Geschlecht der nun vierundzwanzigjährigen. Vier Jahre im Kloster — der erste Konflikt zwischen Schwester Gertrud und den anderen Schwestern. Wie in einem wildgewordenen Hühnerstall ging das gadernde Geschwätz der Streitenden — sie stritten um einen Wurstzettel und um ein schiefgefügtes Haubenbündchen. Fünf Jahre im Kloster — Schwester Gertrud verwünscht in geheimster Seele die Oberin, die ihr das Geschlechtsgelüste in den siebenundzwanzigjährigen Fingerringen zum Vortausch machte.

Jetzt, siebenundzwanzig Jahre ist die Nonne nun alt. Nachts glüht sie in ihrem Bette wie ein reifer Granatapfel. Und beim Gebet in der Kirche brennt ihr Busen wie Eisen im Feuer, da sie die nackten jungen Heiligen auf den Altarbildern zu sich herabzucken fühlt. Ihr unbefriedigtes Geschlecht war der Schwester Gertrud zur höchsten Not. Jeden Sonntag, jeden Monat, ja selbst die schönsten Grotte hätte die Nonne nachlässig zu ihrem Gotte machen mögen. Der, den sie einst heiß liebte, der sie verschmäht hatte — der schante nun werdend aus jedem Romaneske auf sie nieder. Alle Männerwelt warb um Gertrud: so fühlte sie — und das Kloster umschloß sie wie ein Zuchthaus.

Gertrud war mit ihren siebenundzwanzig Jahren ein hübsches Mädchen. Unter der Umarmung des schwarzen Kapuzins blühte ihr Gesicht wie eine Lilie des heiligen Antonius. Ihre Augen brennten wie geschlossener Bernstein. Die Lippen waren wie zwei Feuerzungen. Doch allem anfeuern heiligen Götze konnte Schwester Gertrud das weibliche Feuer in sich weder verbergen noch ersticken. Was nun?

Schwester Gertrud nahm in der Begegnung des Klosters eiskalte Bäder. Aber siehe, unter der Haut ihres heissen Leibes ward das Wasser lodend. Gertrud sahete — aber größer ward nur ihr Schwachen hin zum Mann. Nicht ein Mann, sondern der Mann — das war Gertruds großer Jünger.

Und heute geht die Nonne vor die Stadt. Draußen im Feld und Wald will sie sich reinigen von dem, was verlangend in ihr jöhrt. Die freie Gottesnatur im Gebirge soll die Gertrud jähren von ihrem Drang. So will sie. Da steht ihr sie gegen, die Schwester Gertrud. Die schwarze Latte um sie her ist wie ein Ausbreitungsnetz um eine schreitende Aphrodite. Ihr Gang ist mehr schwebend als idyllisch. Ihre Beibehaltung hebt sie über den Staub der Alltagsdränge hinweg. Gertrud ist ein Sonntag, der gehört sein will. Ein Sonntag ist sie — der auf den Sonntag wartet. In jedem Dorfe wird sie heiß und kalt — wenn sie die Kanariburgen auf sich lassen will.

Dort steht der Berg, der Rißbach. Klippfelsen, Klippfelsen macht die Rißbach — und plötzlich kommen heiße Tränen ins Auge der siebenundzwanzigjährigen Nonne — plappe-plappe, klapperklapper — ach, hätte sie ein Kind! Das Muttergefühl in ihr wird groß wie der blaue Himmel über ihr. Am blauen Himmel hin ziehen weiße Wolken — sind das nicht die Rippen einer lieben kleinen Biene? Und das Antlitz der Sonne über den Wolken — ist es nicht das Antlitz ihres Kindes? Und hebt der frische Bergwind nicht seine Handchen hoch — er will der Mutter aus dem Hals. Und das rote Leuchten des Himmels — ist es nicht das Antlitz ihres Kindes? Das an die Quelle ihrer Brust will? O, diese unbefriedigte Mutterlichkeit in ihr!

Ihr Weg ging bergauf, höher ins Gebirge hin. Ihr Kleid ist nicht mehr schwarz, es ist purpurnrot, wie die Rinde der Farnblätter. Und die Erde brennt — die Bergheide. Auf der Höhe des Gebirges, und die Erde jügl, mit dem Gejammer der

erntenden Bienen. Die Kiefernbäume duften — und die schwarz-beerigen Wacholderbäume duften — und dort! — der Nonne bleibt das Herz stehen. Dort neben dem Wacholderbaum liegt ein Mann. Ein von der Sonne braun gebrannter Handwerksbursche, jung, stark, blonder Stoppelbart. Der springt auf, Schwester Gertrud hat einen kleinen Schrei, ihr Herz brannte nun wie eine Flamme. Sie war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Sie ließ alles mit sich geschehen. Nun sangen aus ihr die tausend erntenden Bienen.

Nach neun Monaten. Die Nonne soll gebären. Sie geht wieder vor die Stadt. Wieder das Dorf. Und wieder der Weißer mit den Seerosen, mit den weißen und den gelben. Abends. Der Mond steht rot am Himmel. Da im Weiher des Dorfes schwimmt eine riesengroße weiße Seerose, umrahmt von schwarzem Geblät. Das Antlitz der ertrunkenen Nonne leuchtet marmelweiß aus dem Schwarz ihrer aufgeschwungenen, schwimmenden Röde. Gertrud, arme Mensch — eine Seerose bei Seerosen, aber eine Seerose, die keine Wurzeln in den fruchtbaren Schlamm der Tiefe sendet. Der rote Mond zog seine Stirne raus — die Leiche im Weiher des Dorfes — das sah der Mond nicht gerne. Von seiner Stirne witterte es. Bald zog das Gewitter höher — es donnert schon — der Mond hat eine rabenschwarze Kapuze über den Kopf gezogen — hja und hja — wies nach Schwester Gertrud — hu, der Donner, im Stalle zittern die Kühe — in der Stadt beugen sich unter dem Rorne des Himmels die hundert Kirchtürme — wieder: zickzack — der schwefelige Blitz — der schlug ein: ins Kloster — das brannte bis auf die Grundmauern nieder. Die Leiche der Schwester Gertrud aber fand nun zu Boden des schlammigen Weihers. Die Karpfen witterten Nahrung. *Max Dörfler*

Kampf den Kinderquälern!

So manches Mutterherz in Liebe hat gegeben
Fürs Kind in Not und Schmerz ihr ganzes Erdenleben;
Und wenn das Alter kam mit Armut und mit Not,
Dann mußte sie erfahren: des Kindes Lieb war toll! o. a. s.

Wenn von Zeit zu Zeit eine Meldung durch die Presse geht, daß hier oder dort Eltern wegen Mißhandlung ihres eigenen Fleisches und Blut vor dem Richter stehen, dann erwacht herzlich empfundenes Mitleid für das gequälte Kind. Dann regt sich das gesunde, natürliche Solidaritätsgefühl für den wehrlosen und schwachen Menschen. Es ist dies vielleicht das edelste Gefühl, dessen wir Menschen fähig sind. In dem Mitleid gesellt sich der Ror über die auffallend milde Behandlung oder gar Freisprechung der Kinderquäler. Solche ungeringen Urteile sind meistens auf die ganz ungenügenden Vorkenntnisse des heutigen Strafgesetzbuches zurückzuführen, wonach nur Körperverletzung an Personen unter 18 Jahren „mittels grausamer oder boshafter Behandlung“ verfolgt wird, während bei „einfacher Körperverletzung“ die ja schon gemein genug sein kann, die Verfolgung nur auf Antrag des gesetzlichen Vertreters eines Kindes erfolgt. Aber in den meisten Fällen ist ja gerade dieser der Mißhandlung oder baldet die Mißhandlung seines Kindes!

Diesem unhaltbaren Zustand rückt jetzt die Deutsche Zentrale für Jugendwohlfahrt gemeinnützig mit der Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfe zu. Sie schlagen in einer Denkschrift eine Erweiterung des Kindermißhandlungsparagrafen um neuen Strafgebuß vor. Danach soll bestraft werden, wer Kinder, Jugendliche oder Wehrlose, die seiner Fürsorge unterliegen, roh mißhandelt oder körperlich oder in anderer Weise (geistlich) quält oder durch böswillige Vernachlässigung gesundheitlich schädigt. Es soll auf Gefängnis nicht unter drei Monaten, in besonders schweren Fällen auf Zuchthaus erkannt werden.

Wahrhaft erschütternd ist das zur Begründung beigebrachte Material in der Denkschrift. Es sind darin 37 atemberaubende seltsame Fälle von Kindermißhandlungen aus dem Archiv für Jugendwohlfahrt wiedergegeben. Man glaubt bei ihrem Studium in den Abgrund menschlicher Verworfenheit zu blicken. Mittelalterliche Folterqualen werden heutzutage an kleinen Kindern vollzogen! Säuer und Mütter wüten in tierischer Beissenheit gegen wehrlose Kinder!

Man ist entsetzt, wie erfindend Eltern in der Quälerei ihrer Kinder sein können! Eine Fabrikarbeiterin schlägt ihren sechsjährigen Stiefsohn tot, daß ihm Mund und Hände schwellen. Unter Schlägen mußte das Kind über ein Seil springen und dann längere Zeit in Anstehung bleiben. Nachbarn fanden das weinende Kind an einem Bettpfosten angehängt, während die Eltern ausgegangen waren; ein andermal war das Kind auf dem Speicher in einem zugewandenen Sad eingesperrt. Handbreite Striemen und blutunterlaufene Flecke zeigten von der Bestialität der Mutter, die auf 6 Monate ins Gefängnis wanderte.

Ähnlich barbarisch verfuhr ein Ehepaar in A. mit einem dreizehnjährigen ansehnlichen Kind der Frau, das durch Schläge mit einem Schlag blutunterlaufene Flecken und zahlreiche Striemen erhielt. Es wurde auch an Händen und Füßen gefesselt auf den Dachboden gelegt und mußte von morgens 5 Uhr bis in den späten Abend im Hausstall sich abrackern. Der Mann bekam zwei, die Mutter sechs Monate Gefängnis.

Mit je vier Monaten Gefängnis wurde ein Arbeiter und seine Frau bestraft, die das aus erster Ehe des Mannes stammende fünfjährige Kind täglich und auch nachts schwer mit Stockschlägen mißhandelte, es hungern ließen und einen ganzen Sommer hindurch nicht aus der leuchtenden Kellerwohnung herausließen. Verließen sie die Wohnung, banden sie das Kind mit einer Kette und Schnur an einen Bettpfosten fest und ließen es so stundenlang allein. Bei dem vielen Anbitten war schließlich das Handgelenk der Kleinen von der Kette durchgerieben. Die Mutter meinte vor Gericht, das Kind habe solche Behandlung „verdient“.

Ein Obergerichtsschlichter in A. hat seine Kinder, gleichgültig, ob sie ein oder zwei, mit einer Handpeitsche, einem eisernen Nagel, einem Eingehölz, Brennholz, Nagel, Leibriemen mit Schnalle, Spaten oder Aelte so furchtbarlich schlägt, daß ihre Körper bluteten, brachste für diese Verbrechen unter Zustimmung „milderbare Umstände“ nur 30 A. Strafe zu bezahle.

Eine 23jährige Stiefmutter mißhandelte aus Rorn und Haß ihre 7 und 9 Jahre alten Stiefkinder dermaßen, daß sie offene Wunden davontrugen und die Schwachen blüht nebeneinander über den ganzen Körper vom Gesicht bis zu den Knöcheln lagen. Drei Monate Gefängnis war die Strafe.

Erlaubt Analen, die man keinen Haß jammert, müssen Kinder von ihren Eltern oder Stiefeltern erlitten. Hier nur ein paar Stichproben aus dem grauenregenden Material: Eine Mutter sperrt ihr kleines Mädchen nachts auf dem Boden ein. — Ein Vater wirft sein verknagtes Kind regelmäßig die Treppe hinunter. — Ein anderer Vater bestraft den Kleinen seines 13jährigen Stiefsohnes als Unterlage beim Wanneinschießen und verurteilt den Kleinen des Jungen schwer (1 Monat Gefängnis). — Eine Mutter erllärt von ihrem 23jährigen Kind vorüberlicher Verlust, sie schlage „das Vieh“ noch mal tot und sperrt das kleine Kind im Rorn: Dezember im kalten Schweinestall ein. Das Kind starb; die Mutter erhielt acht Monate Gefängnis. In anderen Fällen lassen Eltern ihre Kinder

bis in die Nacht vor verschlossener Türe warten oder sperren das Kind nachts aus, so daß es im Freien oder bei mitfühlenden Nachbarn schlafen muß. Und dazu noch die seelischen Qualen, die viele Kinder um den Verstand bringen, ihr Gemüt veräflten, ihnen Rohheit einimpfen oder gar sie zum Selbstmord treiben.

Die Arbeiterbewegung wird die erste sein, die sich für den Ausbau des Kindermißhandlungsparagrafen einsetzt. Sie wird es begrüßen, daß auch der Mißbrauch einer durch Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründeten Abhängigkeit strafbar sein soll. Schutz den Schwachen und Schwächsten hat die Arbeiterbewegung auf ihre Fahne geschrieben. Schon vor Jahrzehnten hat sie als einzige ihre Stimme für Kinderschutz erhoben und wie sie gegen kapitalistische Kinderhändler gekämpft hat, so wird sie das Kind vor jeder Mißhandlung schützen. Freilich ist es allein mit Gesetzesänderungen nicht getan. Unheiligkeit, wirtschaftliche Not, Alkoholismus, große Kinderzahl, Wohnungselend — das alles begünstigt Kindermißhandlungen, denn auch diese sind in gewissem Sinne sozial bedingt. Eine gerechtere Gesellschaftsordnung wird vielen wehrlosen Kindern erst ein menschenwürdiges Dasein schaffen! *D. G.*

Das Kleinkind und sein Schlaf

Jeden Abend stolpern noch um 20, ja 21 Uhr die Kleinen Wärrer über ihre eigenen Füße. Und spricht man dann mit den Müttern darüber, daß das Kindchen eigentlich früher ins Bett gehört, dann jammern sie darüber, daß das Kind nicht will, daß es jeden Abend Krach und Geschrei macht, wenn es ins Bett soll. Und dann lassen die Mütter das Kind so lange wach, bis sie denken, daß es nun so müde sei, daß es von selbst ins Bett möchte. Aber bis zu diesem von den Müttern erwarteten Zeitpunkt kommt es nie, sondern das Kind wehrt sich gegen das Schlafgehen um so mehr, je müder es ist. Und doch ist das Kind dankbar, wenn die Mutter seinen Widerstand überwindet hat, wenn es im Bett liegt und endlich seine manchmal so rührende Schlafstellung einnehmen kann.

Jede Mutter sollte sich einmal klarmachen, daß ihr Kind durch sorgsame Pflege, viel Licht, Luft und Sonne und durch viel Schlaf in den ersten Lebensjahren am besten geheilt. Bis zum dritten Jahre sollte sie ihr Kind schon um 18 Uhr ins Bett legen und es noch immer am Tage schlafen lassen. Das Kind braucht diesen Schlaf, wenn es die Mutter auch äußerlich nicht einmal merkt. Sie weiß ja selbst, wie beschäftigt so ein Kleinkind immer ist. Wenn es erst laufen kann, ist es den ganzen Tag rasi- und rubelos auf den Beinen, kann nie stillstehen und läuft auf diese Weise viele Kilometer an einem Tage. Der Mutter erscheint es oft zu viel und sie zwingt es dann, sich still hinzusetzen und sich auszuruhen. Aber das will das Kind nicht, es will sich bewegen. Und das ist auch richtig: solange das Kind wach ist, muß es sich bewegen; das entspricht seinem Lebenstrieb. Um das Kind auszurufen, muß es deshalb schlafen und das gut gewohnte Kind schläft auch, wenn man es hinlegt. Um dafür ein Beispiel zu nennen:

Beide Kinder sind sechzehn Monate. Das eine ist immer gewarnt worden. Die Eltern haben es abends in den Schlaf geschaukelt. Sie gingen nicht früher aus dem Zimmer, ehe das Kind nicht eingeschlafen war. Am Tage aber hatte die Mutter keine Zeit, das Kind in den Schlaf zu schaukeln; und so kam es nicht zum Schlafen. Heute nun schläft das Kind nie vor 21 Uhr ein und die Mutter ist dabei, dem Kinde das Einschlafen und In-den-Schlaf-warten mit Schlägen und Klapsen abzugewöhnen. Ja, so ist es immer! Die barmherzigen Gewohnheiten der Eltern werden den Kindern mit Schlägen wieder ausgetrieben!

Das zweite Kind ist regelmäßig um 18 Uhr ins Bett gekommen. Es kennt es nicht anders und verabschiedet sich deshalb lachend und freundlich von allen Menschen, die gerade im Zimmer sind, mit Winken und auf Wiedersehen, und wenn es noch einmal wieder aufsteht und ein langes Halschen aus dem Fenster heraus macht, weil da noch so viel zu sehen ist, dann legt es sich nachher von selbst wieder hin, und wenn die Mutter wieder zu ihm kommt, so hat sie nichts weiter zu tun, als das Kind noch einmal zurechtzurufen und wieder zuzubeden. Sie kann dann ganz beruhigt fortgehen und in der sozialistischen Bewegung arbeiten, obwohl sie das Kind hat. Auch am Tage kann sie noch arbeiten, denn das Kind schläft gegen Mittag noch zwei Stunden und in der Zeit des Wachens ist es so gut ausgeschlafen, daß es sich immer auf seine eigene Art beschäftigen kann und nicht an der Mutter herumquartiert infolge von Unausgeschlafenheit.

Also, ihr Mütter, nicht nur für das Kind ist es gut, wenn es viel schläft, sondern auch für euch! Oder glaubt ihr, es spräche für größere Kindesliebe, wenn ihr euch durch euer eigenes Tun in Abhängigkeit von euren Kindern begeben? Das ist ein Trugschluß. Denn ihr ertragt die Abhängigkeit nur dann ohne Murren, solange das Kind ganz klein ist; wenn es älter wird, leidet ihr darunter und ihr wollt sie rückgängig machen. Aber dann ist es meist zu spät oder es geht nur auf Kosten des Vertrauens eurer Kinder zu euch. *Est.*

Die Gesundheit eurer Kinder

Es gibt Eltern, die glauben, gegen Unarten der Kinder strafend vorgehen zu müssen. Hier ist Vorsicht sehr geboten. Es ist nicht nur zu prüfen, ob die Unart auf Erziehungsfehler zurückzuführen ist, sondern auch ob sie nicht vielleicht auf einem krankhaften Zustand des Kindes beruht. Das bei Kindern häufig zu beobachtende Wobren in der Nase braucht nicht immer Unart zu sein, es kann auch auf das Vorhandensein von Würmern hindeuten. Ärztliche Untersuchung ist da geeigneter als Strafen. — Manches Kind kann auch die Wolunterleidung nicht vertragen. Der dadurch verursachte Juckreiz zwingt das Kind dann zu dauerndem Kratzen. Auch die häufig zu beobachtende Verweigerung gewisser Speisen oder das Verlangen nach solchen braucht nicht immer Unart zu sein. Es ist häufig der Ausdruck eines kranken Magens, besonders dann, wenn Zeiten ganztägiger Appetitlosigkeit hinzutreten. Gewisse Zustände des Magens verursachen viele sogenannte Unarten. Aufgereiztheit, Träumereien, Zankhaftigkeit. Besser als Strafen ist in solchen Fällen die Hilfe des Arztes.

Besondere Obacht erfordern die Zähne der Kinder. Es gilt sie vor der Karies (Zahnfaule) zu bewahren. Klagt das Kind über Zahnschmerzen, dann nicht erst allerhand Mittelchen versuchen, sondern zum Zahnarzt. Der hat zu untersuchen, ob der Zahn durch Plombieren erhalten werden kann oder entfernt werden muß. Zahnschmerzen rauben Kindern und Eltern den Schlaf, hindern das Kind an richtigem Verhalten der Speisen und machen es zu allem unfähig. Jedoch hüte man sich davor, die Abneigung des Kindes gegen den Arzt zu stärken, indem man ihm unnötigerweise vor „Beurteilung“ bange macht. — Viele Arbeiterfamilien sind infolge der Wohnungsnot und der unzulänglichen Löhne gezwungen, sonnenlose Wohnungen zu bewohnen, obwohl gerade durchsonnte Wohnungen — neben guter Ernährung — erstes Erfordernis zum körperlichen Gedeihen sind. Solche sonnenarmen Wohnungen, besonders die Schlafkammern, müssen darum besonders gut gelüftet werden. In der Wohnung ist dem Kohlendunst und Kochgasen genügend Abzug zu verschaffen. Feuchte Luft ist schmerz zu erwarren. Die Kinder sollte man an sonnigen Wintertagen oder bei klarem Frostdunst nach Gergenzust auf Draußen herumtummeln. Es bekommt ihnen besser als der Aufenthalt in der Zimmerluft. ***

Gegenfrage. Frig: „Ein Narr und sein Geld trennen sich schnell voneinander.“ — Max: „Wer hat denn dein Geld bekommen?“

Unser Herr

Da ist in Wilhelm Raabes Erzählung „Der Hungerpastor“ der Held ein ruhiger, friedliebender Mensch. (Gott erhalte uns die Gerechtigkeit!) Beflagter Held — oder ist ein Trottel? — ist gezwungen, in Unterwelt zu wohnen. Er ist „unser Herr“. Raabe beschreibt nun anschaulich das Leben und Wohnen eines „müßigen Herrn“. Armer Wilhelm Raabe! Wenn dein Held Arbeiter wäre, was könnte er da erst erzählen.

Der junge, unverheiratete Kollege ist auf der Walze und hat endlich Arbeit gefunden. Es wurde Zeit. Die „Stube“ war zerrissen, „schmal machen“ ausgeschlossen, die „Greiser“ sahen einem mißtrauisch nach. Im Verband fast ausgesteuert. Da heißt es sich schnell nach Arbeit umsehen, um nicht „verschütt“ zu gehen. Langes Suchen, endlich, endlich hat es geklappt. Man tritt vor den fabrikmächtigen: Geheirter Herr! Sehr geehrter Herr! Viel Spaß und viel Ausdauer! Ich bitte Ihnen meine Haut an, die Sie nach den jetzigen Bestimmungen stückweise vom Leib ziehen können. So denkt der Kollege, sehr respektlos. Als höflicher Mensch sagt er aber nur: Ich bitte um Arbeit.

Run heißt es eine Weile finden. Heute, in den Zeiten der Wohnungsnot, Treppauf, Treppab. Ist vielleicht eine Schlafstelle oder ein müßiges Zimmer frei? Siehst du mal ein Schild mit der Aufschrift: Zu vermieten, gleich ist die Konkurrenz da. Donnerweiter noch mal! Mühen denn heute alle Schlafstellen suchen? Die Vermieterin beäugt dich mißtrauisch, als ob sie dich durchleuchten wollte. Kein Nachtmeister kann so streng blicken. Es ist eine Bürgerfrau, vielleicht eine Beamtenwitwe. Du wirst dich vor ihren Blicken. Sie spitzt den Mund: Bedauere sehr, ich vermiete nur an bessere Herren. So ein Aas! Im Gefegener müßte sie braten. Weiter. Hat der Kollege Glück, so kann er den Abend und vielleicht auch noch die folgenden Nächte im Volkshaus, im Obdachloshaus oder in der Herberge zur Heimat schlafen. In der Herberge hat er sogar das Gebet umhört. Hat er Schwein, so hat er mit 20 bis 30 Versuchungen eine Wohnung. Sind es Gemeinheitskollegen, wohl ihm. Er findet dann in der neuen Stadt leicht Vertrautheit mit Verband und Partei. Es kann auch anders kommen. Du kannst bei Bibelforschern landen und mit diesen über hochwürdige Fragen den Kopf zerbrechen. Ablehnen ist unhöflich. Wenn man nach langem Zagen endlich eine Wohnung hat, ist man zu allem fähig. Wenn man zu Buddhisten und Mohnabern käme. Ei gewiß. Wird gemacht. Ich lasse mich kaufen, wenn die Wohnung geben. Die höhere Beamtenwitwe hat dich genommen, trotzdem sie sonst nur bessere Herren nähme. Du schluckst etwas Bitteres hinunter. Mit unangenehmlicher Grazie, ganz Wohlstandsfähigkeit führt sie dich in ihr Allerheiligstes. Bitte immer die Füße abstreichen vor dem Eintreten. Nicht rauchen (du rauchst vor Schreck), Hunde leide ich nicht. Freundschaften leide ich nicht. (Das mag sie nur leiden.) Die Vorhänge bleiben geschlossen. Bitte keine roten Zeitungen ins Haus bringen lassen. Musik und Lärm kann ich nicht leiden; ich bin so nervös. Du lächelst mit Schmerzen: Ja, ja natürlich.

So lebt der neue Kollege sich ein. Läßt sich in der Bude kaffieren, um die eheliche Frau in ihren Gefühlen nicht zu verletzen. Horcht bei den Kollegen, ob sie nichts wüßten von einer anderen Weib. Mal klappt es doch. Im übrigen hüte er sich, den Hund „Kater“ zu nennen, das Mißgeschick der Rippesachen aus Versehen herunterzureißen, die Papierfächer zu verbrennen und die Strüde mit dem Gesicht nach der Wand zu kehren.

„Die Flühe und die Wanzen gehören auch zum Ganzen“, sagt der alte Goethe. Ich glaube nicht, daß der Herr Geheimrat mal in einer verwagten Kammer gewohnt und vor allen Dingen — geschlafen hat. Heiliger Nepomuk! Ich habe mal eine, wo ich jeden Abend mit der Kerze drei Dutzend röstete konnte. Das tat aber ihrer Masse keinen Abbruch. Die Wirtn rühte dem gestrigen Volke mit Benzol zu Leide. Alles wurde mit Benzol bepinselt. Gelagelt glaubte ich in einer Autogarage zu schlafen. Gängen Photographien im Zimmer, ich rate dir, Kollege, achte den Stammbaum der Familie. Betrachte mit Ehrfurcht die Geschlechter, verfolge die Genealogie bis ins Mittelalter, es hängen genug Bilder an der Wand, um dies tun zu können. Und verkenne dich in die Seele deiner Vermieter. Sind sie Spiritisten, so sei es auch; schwärmen sie für die Kleingartenbewegung, tue es auch; verehren sie Courts-Mahler, schwöre auf diese edle Frau. Tuft du es nicht, so müßten sie sich zu ihrem größten Bedauern — nach einem andern Untermieter umsehen.

Die Mitbewohner sind ein Kapitel für sich. Ich bewohnte mal eine Stube mit einem Rutscher. Er war sonst ein lieber Kerl, hatte aber den kleinen Fehler, daß er Wasser für gesundheitsförderlich anah. Sein Hals war schwarz wie ein Kaminrohr. Seine Gosen glänzten von Herdemist und waren vom Dreck so steif, daß sie von selbst aufrecht standen. Ein anderer hatte die Gewohnheit, bei wissenschaftlichen Streitfragen eine schweißleberne Bibel zu holen und meine Behauptung ins Gegenteil zu kehren. Manche Leute haben seltsame Marotten. Ein anderer fing nachts an zu phantazieren und meinte, er säße an der Wand Gassen lauten. Der arme Kerl war Neurotiker. Mal hatte ich einen Schlafkollegen, der litt an chronischer Gedächtnisschwäche. Der zog eines Tages aus, ohne jemand etwas zu sagen, und vergaß dabei, meinen besten Winterüberzieher in meinem Schrank zu lassen. Oft erhält der Vermieter auch den Kaffee und das Essen. Auch da gibt es Unterschiede. Ich hatte Schlafstellen — zum Glück die meisten —, wo ich wie bei Mutter lebte. Bissiges Essen und richtigen Kaffee. In einer anderen Wohnung hingegen war es nur gefälschtes Wasser.

Lieber verheirateter Kollege, falls du nicht gewagt hast und bei fremden Leuten gewohnt hast, wirst du nicht wissen, wie ein solches Leben ist. Manchmal nicht angenehm. Und trotzdem reisen so viele junge Arbeiter, um die Welt kennen zu lernen und den Gefühlskreis zu weiten. Falls du irgend ein Zimmerchen, ein Bodenstübchen hast, verleihe es an sie. Du übst wahre Solidarität, wenn du dem wandernden Jungproletariat unter die Arme greiffst.

Arthur J. J. J.

Zwischen Mitternacht und Morgen

Still und sternenklar spannt sich der Winterhimmel über Straßen und Plätze der Stadt. Ruhe überall, Schweigen der Nacht. Das Heer der Schaffenden ruht längst nach der Arbeit des Tages, und auch die letzten Nachtschwarmer haben sich heimgefunden. Einzig hallen die Schritte der Nachtschweule auf dem Pflaster wider; die Stadt schläft.

Doch nein. Nicht schlafen jene Männer der Arbeit, die dort im Norden der Stadt, wo Feuerstein den Himmel rötet, in den Anlagen des Güterwerkes wirken und schaffen. Dort knallen aus den Auspuffrohren der Kraftmaschinen rhythmische Schläge in die dunkle Nacht empor. Und leuchtend, wie der schwere Atem eines Riesens, steigt der Dampf aus den gewaltigen Pressen über die stille Stadt. Starres Leben herrscht in den mächtigen Bauten des Werkes; der helle Schein der Glühlampen beleuchtet schwer schaffende Gestalten, immer wieder überstrahlt von Feuergeräten und Funkenfarben, die hoch aufsteigend gelbbraune Wolken hochreißen.

Im brodelnden Schwall der Hochöfen löst sich die zähe Eisenmasse aus Schrott und Erz. Aber Höhen und Tiefen nimmt sie ihren vorbestimmten Weg zur Vollenbung. Keuchende Lokomotiven und knarrende Kräne, donnernde Rollgänge und kreischende Sägen, bröckelnde Säumer und wirbelnde Walzen formen am werdenden Werk. All die Geräusche aber schwingen sich auf, klängen zusammen und bilden die stürmende, eiserne Sinfonie der Arbeit, die ununterbrochen dröhnt.

Und inmitten labyrinthischer Anlagen, umprägt von Feuergeräten, untröst vom Rarm, wirkt der Mensch. Klein und ohnmächtig scheint er in diesem Rahmen und beherrscht doch alles. Untertan sind ihm die Kräfte der Natur, die Gewalten, die er mit Hand und Hirn lenkt. Auf gefährlichen Pfaden steht da mancher, denn tödlich und furchtbar ist die weisglühende Masse, wenn sie aus den Ofen kommt und unter dem Druck der Walzen langsam verglüht. Wachsame Sinne verlangen das Güterwerk, doppelte Vorsicht erheischt das Schaffen bei Nacht, denn immer lauch die Arbeit Opfer.

Gustav Kresting steht in der weiten Halle, deren Dach sich im nächtlichen Dunkel verliert vor den Walzen, und fängt die glühenden Rundwellenschlangen, die sich aus dem Pfeilgeschwind aus den rauchenden Rillen der rollenden Stahlwalzen bordschießen.

Seelenruhig packt er die weisglühenden, jagenden Ungeheuer mit seiner Zange und hilft ihnen auf den Weg durch die nächste Walze. Immer wieder berührt er die glühende Schmelze. Kühl müssen die Sinne sein und flink Hände und Füße; denn die Arbeit geht im Alford und schnell folgen sich die windenden Eisenstangen, die nur widerwillig ihren Weg durch die pressenden Öffnungen der Walzenrollen nehmen. Wehe, fänden sie ein Hindernis auf ihrem Weg! In weitem Bogen würde sich die weiche Masse aufwerfen und umherzucken, mit tödlicher Umarmung und tobbringenden Schlägen die Umgebung bedrohend.

In dieser Nacht denkt Gustav Kresting gar nicht an die Gefahren seines Berufes. Nicht daß er unachtsam wäre, dazu sitzt ihm seine Arbeit zu sehr im Fleisch und Blut, und er schafft gleichmäßig wie ein Automat. Aber da ist heute etwas, was seine Sinne gefangen hält, ihn immer wieder im Geist fortführt aus der rauchigen, zügigen Halle in ein anheimelndes Zimmer. Heute war er vor die Eltern des Mädchens hingetreten, dem sein Herz gehört. Im Geiste sieht er noch einmal die Mutter seiner Anni, ein freundliches Bächeln im gütigen Gesicht. Und der Vater schreiet gravitätisch auf und nieder, wiegt den Kopf und zieht die Stirn kraus genug. Er selber aber sitzt auf dem Stuhl, recht verlegen und doch froh, daß alles vom Herzen ist. Der Alte war vernünftig genug gewesen, seine Zustimmung nicht zu verweigern, und nun würde sie sein werden, die zu gewinnen er sein Leben gefürmt. Aufwärts sollte der Weg gehen, im Dienst an den Kameraden, die schufteten mußten in harter Front. Und sein Weib sollte ihm Hilfe und Stütze sein, verbunden durch die allgewaltige Liebe.

Und sein Herz jubelt und singt, rosige Zukunftsbilder steigen vor seinen Augen auf. Übermüht schwingt er die Zange und mit federnden Gliedern schiebt er eine der glühenden Stangen nach der andern in den rollenden, tollenden Walzenmund. Ja, das Leben war schön und freudig und licht der Weg in die Zukunft.

Doch das Schicksal hat es anders bestimmt, durch des nimmer ruhenden Unglücks rohe Gewalt. Wie es geschah? Keiner von Gustav Krestings Kollegen beobachtete es, denn jeder Mann vor diesen schnelllaufenden Walzen braucht seine Augen für den eigenen, von Gefahren umlauerten Arbeitsplatz.

Gellerber Schrei schreie sie auf. Läßt sie den stützenden, fallenden Kameraden sehen und aus der Walze mit einem Sprung das heiße Eisen bordschießen, sich einbohren in den nur mit dem bünnen braunen Hemd bekleideten Oberkörper des strauchelnden Mannes. Dunkel von verbranntem Fleisch sieht auf. Hoch empor bäumt sich die glühende Schlange, um das todwunde Opfer die verderblichen Schlingen schlagen.

Was nutzt es, daß lautes Signal die Walzenstraße zum Stillstand bringt; daß Wassergüsse sich über das moribunde Eisen löschend stürzen, greifende Zangen es wegzerren in beherbergt. Einmal noch wirft sich Gustav Krestings Körper auf in fürchterlicher Qual. Und in grausigem, letztem Schrei erstirbt das Leben des Mannes, der eben noch die Zukunft sah in rosigem Licht.

In beutstämmer Eile befreien schwielige Fäuste das Opfer der Arbeit aus tödlichen Banden. Und dann halten die Männer mit der Bahre über die weiten Höfe, wo dunkle Schatten lauern. Stolpern über Schienen und Eisenstücke hinweg zum Verbandsraum. Vielleicht, daß es noch Rettung gibt, vielleicht...

Grellweiß strömt das Licht über den Verunglückten auf dem Verbandsstisch. Nur kurz prüft der graue Sanitäter den entstellten Körper; er sieht, hier ist keine Hoffnung mehr. Der, dem er jetzt das schützende Tuch über das Gesicht breitet, ist für ewig ein stiller Mann, ist los von Erdenqual und -Luft.

Schön gehen die Kollegen zur Tür hinaus. Gedrückt kehren sie zurück zum Arbeitsplatz vor den Walzen, wo schon wieder die Arbeit weitergeht im alten Geleis. An der Stelle, wo vor kurzem noch ein anderer und fängt und leitet die glühenden Schlangen, von denen Tauwende gebähnt ihren Weg laufen, bis eine Hemmung, ein strauchelnder Fuß doch wieder die gefesselten Gewalten befreit und Opfer fordert.

Durch die nachts stillen Straßen aber rollt auf weichen Rädern der Wagen, der den toten Mann der Arbeit zum Hospital bringt. — Und irgendwo in der schlafenden Stadt träumt ahnungslos ein Mädchen von seinem Viehstern, vom kommenden Glück.

Otto Schröder.

Küsterkammer des Todes

Wir wissen, daß der Tod unabänderlich ist: graufiger Hintergrund des ewig wackelnden Lebens. Wir wissen, daß Krieg ist: glauben, hoffen, wünschen jedoch, daß diese moderne, irrfinnig-industrielle Form des Tötens, die hoffnungslose Auslieferung des lebendigen Menschen an die Maschine einmal aufhören wird. Aber daß der Krieg, der Mord, der Tod an sich für sein Handwerk Reflektant macht, das ist der monströseste Auswuchs am Organismus der Zivilisation. Ist es ein Unterchied, ob ein jagender Kannibalenkönig die Köpfe seiner Feinde auf die Zinnen seines Palastes speist oder ob die heutigen Großmächte Museen unterhalten, in denen jede Form des Mordes und des Schreckens ausgeführt und hübsch dekorativ geordnet vorgeführt wird?

Wir haben das Armeemuseum in Brüssel. Eintritt frei. Mein dem Weltkrieg sind viele tausend Quadratmeter Fläche gewidmet. Spürte man den Geschmack dieser Jahre nicht noch in den Nerven, hätte man keine Vorstellung von Trommelfeuer und Vortage, von den Geräuschen der Logarettzüge und dem Schrei hilflos sterbender Pferde, läme man aus einer Welt fern all diesen Erinnerungen: man könnte die schiden Riesenrosetten aus Gewehren mit aufgezogenem Bajonett, die die Wände dieses Museums zieren, als einen grotesken Dekorationsanfall bewundern. Man könnte die durchschossenen Stahlhelme — die Toten, die dazu gehören, sind ja nicht um ausgespart — mit derbeßben Gleichgültigkeit betrachten wie die Stützen irgendeines Gutladens, so lächerlich geordnet sind sie in einem Glasstapel zur Schau gestellt.

Diese plumpen Mörser und tierischen Feldhaubtgen, diese schand gebauten Langrohrgeschütze und diese flink beweglichen, um die eigene Achse rotierenden Fliegerabwehrkanonen, diese Fernzündungsapparate für Sprengungen und diese Hunderte von leichten und schweren MGs haben Verwundung und Tod geliebt, haben Mitter zum Irrsinn gebracht, haben Liebesbande zwischen Menschen zerrissen, kostbare Güter des Lebens zerstört, Millionen Arbeiter in die Luft gepufft. Und stehen jetzt hier, exakt katalogisierte Museumsgegenstände, schmutz und prahlisch aufgereimt. Sander heruntergewaschen genommene Blut und frustiger Schlam. Stehen da, als ob Krieg eine heitere sportliche Angelegenheit wäre.

An der Decke hängen erbeutete Flugzeuge, die Schanze abwärts auf den Besucher gerichtet; die Flugzeugvorrichtung für die Kettenbomben ist deutlich zu erkennen. Daneben an der Wand zwischen einer Kofette aus Gewehren und einer tierisch drapierten Flagge, ist ein perfekter Fliegeranzug angehängt: wo ist der Mann, der ihn trug? Und hier auf den Steinfliesen stehen weidengeschnitten Körbe, einst Beobachtungsstand von Zepplinsballons; wenige Schritte entfernt das Aluminiumgerüst einer Zeppelinlingel und auf der anderen Seite des Ganges einige abmontierte Flugzeugmotoren.

Ein Torpedogeschütz, im Langschmitt gezeigt, enthält die großartige und schauerliche Präzision seiner Mechanik. Man sieht das Resultat von erfindertlicher Denkfraft, vielkautendständiger Feinarbeit: alles im Dienst des Vernichtungswillens gegen das kostbare, lebendig atmende Leben.

Aber was bedeuten die schredenerregenden Tanks, die mit gerüsteten Kettengetriebe, mit durchschlagender Stahlplatte aufgerüstet sind, was die ausgestellten Sperminen, die jahrelang in den Welken des Ozeans schwammen, im Vergleich mit jener einen Ede im Saal, die nur mit Dokumenten und Photos dekoriert ist? „Die Ede der Ertrunkenen“ soll das und Rebanchegelüste wachhalten gegen den Feind von gestern. Unter Glas sind zu sehen: Photographien von

füllierten Stollisten, Briefe und Gedichte einer jungen Frau, ehe sie an die Wand gestellt wurde, umfangreiche Verteidigungsschriften eines zum Tode Verurteilten, in drei Sprachen gedruckte Kriegsgeschichte und ähnliches. Selbst wenn von unserer Seite Unrecht geschehen ist, wenn Unschuldige schuldig gesprochen worden wären im Taumel dieser blutbesoffenen Zeit, in der in allen Ländern Unrecht geschah — darf man die Erinnerung daran in den Frieden hineinbringen? Darf man solche wie Schaufensterklappe zurechtgemachten Ausstellungen dem Volk, der heranwachsenden Generation zeigen? Achtzehnjährige Burschen und junge Rekruten standen an diesen Kästen. Sie sehen nur die eine Seite, sie hören nichts von der Hungerblutade und daß in Deutschland eine Generation unterernährt und verdorben ist; sie erfahren nicht, daß der Krieg an sich das Böse ist.

Gewiß — solange es eine Strategie gibt und das Waffenhandwerk sich nicht selbst verneinen will, muß es seine historische Entwicklung aufbewahren wie jede andere Wissenschaft. Aber was in Kriegsmuseen, diesen Rästammern des Todes, dem Besucher, dem Volk gezeigt wird, ist Lüge, Fälschung, demagogische Verführung, eine hüßige und niedrige Reflektant für den Geschäftsbetrieb des imperialistisch aufgezogenen Krieges. Kurt D. J. J. J.

Arbeitslose vor dem Arbeitsamt

Tagsüber vertreiben sie ihre lange Zeit mit endlosen Gesprächen über ihre beneidenswerte Lage. Mit Kartenspiel (um Streichhölzer) und glühenden Erzählungen aus ihrem reichen Erleben. Oder... (Ihre Tage sind gelehrt; sie können so vieles, unermeßliches tun.) Heute unter ihnen, gewohnt, die Hände im Schoß zu haben. In den Sesseltischen. Ergeben, gelächelt schauen sie in die Tage.

Andere, deren Herzen, Hände, Hirne nach Arbeit, nach Betätigung schmerzen! Die immer nach neuen Gelegenheiten ausschauen, ihre Nahrung selbst zu verdienen und immer mit wenig Gescheitem heimkehren. Nach Arbeit zu schreien ist ihnen innerster Drang (und scheint doch manchem Schande) — in einer Welt, die ohne die Ideen der Arbeitenden nicht mehr fähig ist, Kultur zu leben.

Mädchen, die vielleicht morgen schon im Schatten der Nächte warten, weil ihnen die lichterfüllten Tage nicht mehr hinreichend genug Ausflüchten darboten, sich das Allernotwendigste zu erwerben. Und nachts steht du einige vor dem Arbeitsamt schlafen. Da, wo sie tags auf Arbeit warten. Das Arbeitsamt (der Staat, die Demokratie) ist ihnen zur einzigen Hoffnung geworden. Zur großen Hand, die sie vielleicht erlöst. Und sie wieder mitmarschieren läßt in der endlosen Masse der Schaffenden. Sie sitzen schlafend in den Ecken. Liegen auf den Bänken in der Nähe.

Sind Opfer zerrütteter Zeiten nach einem gefährlichen Kriege. Und der nachfolgend hinzugekommenen Rationalisierung der kapitalistischen Wirtschaft, die sich, vom Standpunkte des allgemeinen Wohls gesehen, immer mehr als unpraktisch erweist. Und damit unmoralisch.

Sie wissen, daß die Tage ohne Arbeit die schlechtesten Tage sind. Daß der Mensch nur im Werte tödliche Erschöpfung findet. Und diese Erfahrung tragen sie schwer durch diese Welt.

Auf der einen Schulter. Auf der andern tragen sie Verachtung. Von Menschen, die nicht mit der Zeit gegangen und immer noch glauben, Arbeitslosigkeit sei gewollte Faulheit. Längst ist sie zu (kapitalistisch) wirtschaftlicher Bedingtheit geworden!

Doch sie haben einen großen Trost. Wo alle Welt sie verachtet, da vergessen sie jene Arbeitenden nicht, die die Frontsoldaten der Solidarität sind. Jene Allerhalter, die sie mit samt dem ganzen Erwerbslosenversicherung- und Arbeitsvermittlungssapparat durch ihrer Hände Arbeit speisen. Durch den Schweiß ihrer vielen darben den Hirne. Sie geben ihrer Kameraden. Und sie allein verfügen über die unerschöpfbare Kraft, die dazu gehört. Sie treten für sie ein, ob sie auch am Wege lungern.

Einzig dieses hüßende Band verbindet die Arbeitslosen noch mit der gewaltigen Welt der Schaffenden. Die einstmalig auch ihre Welt war.

Und so warten sie. Gehen, stehen und sitzen vor dem Arbeitsamt. Vielleicht, daß doch noch in der nächsten Minute oder Stunde die Arbeitsvermittlung eine Arbeit aufstöbern — aus der Ungewißheit, die sich hinter den Schalterfenstern bläst. Oder daß ihnen per Draht eine Möglichkeit ins Ohr gesummt wurde. Wenn auch nur eine entfernte Möglichkeit, eine, die nur Hoffnung aufkommen läßt. Heinrich Säusgen.

Tierliebheute und Vorfasserei

Es ist sicherlich kein unheimlicher Zug vieler Menschen, daß sie ihre vierbeinigen oder geflügelten Hausfreunde durchaus ernst nehmen, sozusagen ihre Individualität beachten. Will doch sogar die moderne, radikale Strafrechtsreform das Tier in bezug auf Mißhandlungen unter denselben Schutz wie die Menschen stellen. Nichtsdestoweniger wirken die Überseigerungen der Tierliebhaberei, die man häufig beobachten kann, doch leicht lächerlich. Und bei sozial empfindenden Menschen bleibt sicherlich der peinliche Rest des Gedankens an all die Millionen hungernder und frierernden Menschen, die dauernd in der Tretnühle der kapitalistischen Gesellschaft ohne eigene Schuld leidend und glücklos gerieben werden.

Zu solchen Betrachtungen bietet sicherlich Anlaß ein eigener — Friedhof für Tiere, den sich die pariser Gesellschaft geleistet hat. Er liegt hart an der Seine und enthält lange Reihen gut gepflegter Gräber für Affen, Pferde, Vögel, Hunde, Katzen, Giraffe, Fiegen und andere Objekte menschlicher Tierliebe. Daß man dem Bernhardinerhund Barthe, der in den Alpen 40 Menschen aus dem Todesrachen der winterlichen Schneefürne riß, hier ein Grabmonument gesetzt hat, ist zu verstehen angesichts des tragischen Todes, den er fand: Er wurde eines Tages von einem nervösen Touristen, der ihn für einen Wolf hielt, erschossen. Aber schon die Grabinschriften der meisten anderen hier begrabenen Tiere wirken meist lächerlich, trübend. Und was soll man gar sagen zur Pathetik einer Denksteile, die feststellt: „Hier ruht mein Hund, der mir treuer als meine Frau war...“ Da schlägt die gewünschte Wirkung ins Gegenteil um und übrig bleibt nur noch der Kallauer.

Auch eine „Katzengruft“ gibt es in Paris, die nichts enthält als Mittelungen von und über Katzen. Katzenfreunde machen Anzeige von der — Hoheheit ihrer Katzen oder ihrem Rabbitt mit soundso viel Nachkommungen. Krankheitsbulletins, vernünftige Nachrichten usw. folgen. Alles ist so redigiert, als ob es sich um Menschen handle. Es ist — für die Katzen — ein Glück, daß sie selbst von solchem Irrsinn nicht weiter belästigt werden.

Daß der Hund in Paris eine eigene Industrie gebildet hat, dürfte auch nicht überall bekannt sein. Da gibt es Spezialbadefrauen für Hunde, besondere Hundefrisuren und Waffere. Und wenn die armen Tiere unter ihren Händen nicht verrückt geworden sind, werden sie auch noch — Hundepfützen überleiert, die ihnen sorgfältig die Krallen schneiden, abfeilen, einschmieren, polieren und hieselblant reiben. Und zum Schluß gibt es dann ganz wie beim Menschenbarbie eine Parfümwolke über das arme Opfer, das sich zum Unterschied von seinen menschlichen Kollegen nicht mal dagegen wehren kann. Daß es dann doch an der nächsten Straßenecke das Bein hebt... wer weiß, vielleicht tut es dies über den ganzen verdurten Stempel...

Wahre Geschichte

Ein berühmter mündlicher Porträtmaler erhielt Besuch von einer sehr schwabhaften Dame. Sie plapperte in einem fort wie ein Wasserfall und es gelang ihm nicht, ihr ins Wort zu fallen. Endlich holte sie einen Augenblick Atem. Da sagte der Künstler rasch: „Heute gab es bei uns Kalbsbraten mit Kraut.“

„Was wollen Sie denn mit dieser wunderbaren Bemerkung?“ meinte verblüfft die Dame.

„Ach, gnädige Frau, Kalbsbraten mit Kraut mag ich lieber wie die schönste und längste Rede.“



Verbandsleben



Abschluß im mitteldeutschen Braunkohlenggebiet

Vor Ablauf der Tarifverträge hatte noch einmal auf Veranlassung des Reichsarbeitsministers eingeleiteter Schlichter eine Schlichtungsausschussverhandlung stattgefunden.

Nach stundenlangem Beratung wurde dann ein Schlichterspruch gefällt, der, soweit die Arbeitszeit in Betracht kommt, eine Verbesserung brachte.

Demnach beträgt die reine Arbeitszeit vom 1. November d. J. an in den Tagebetrieben 9 Stunden, die Schichtzeit 10 Stunden; in den Fabriken, Maschinen- und Kesselhäusern und ähnlichen durchlaufenden Betrieben ist ebenfalls die reine Arbeitszeit auf neun Stunden festgesetzt, dagegen beträgt die Schichtzeit 10½ Stunden. Es wird jedoch vom 1. April 1929 an in diesen Betrieben die Schichtzeit dann auf 10 Stunden verkürzt. Vom 1. Oktober 1929 ab wird die Arbeitszeit in den Tagebetrieben um eine weitere halbe Stunde gekürzt. Es beträgt dann die reine Arbeitszeit 8½, die Schichtzeit 9½ Stunden. Dagegen wird die Arbeitszeit in den durchlaufenden Betrieben ab 1. Oktober 1929 mit 9 Stunden beibehalten, nur die Schichtzeit beträgt 9½ Stunden. Eine Verbesserung ist auch für die Arbeiter in den Tiefbaubetrieben der Randgebiete wegen der Arbeitszeitregelung erfolgt: Vom 1. Oktober d. J. an wird „der Weg vom Ort bis über Tage“ in die Arbeitszeit eingerechnet. Für den Mantelarif wurden nur einige Verbesserungen erreicht. So zum Beispiel wegen der Bestimmung über Mindestlöhne, Mitwirkung des Betriebsrats bei Festsetzung von Zulagen, wenn besonders schwere Arbeiten ausgeführt werden.

Dagegen ist der Lohnschlichterspruch vollständig ungenügend. Es ist nur eine Erhöhung der Löhne im Durchschnitt um 3,4 % bestimmt worden. Demnach wird für das Kernrevier I der bisherige Schichtlohn von 5,80 auf 6,4 erhöht. Diese Lohnregelung ist erstmalig zum 30. November 1929 kündbar. Die bisherigen Leistungszulagen und Prämien dürfen wegen dieser Arbeitszeit- und Lohnregelung nicht gekürzt werden.

Wenn man berücksichtigt, daß nicht weniger wie 6 Reviere und außerdem 11 Kohlflecken für jedes Revier in Betracht kommen, dann kann man sich selbst ein Urteil bilden, in welcher ungenügender Weise hier eine Lohn- oder Verdienstaufbesserung erfolgte. Wenn auch bei der verkürzten Arbeitszeit der bisherige Schichtlohn oder Verdienst weitergezahlt werden muß, ist trotzdem die Lohnherabsetzung von 20 % viel zu gering.

In einer Konferenz von Vertretern der beteiligten Gewerkschaften wurde gemäß dem Vorschlag der Gewerkschaftsverbände mit 320 gegen 40 Stimmen eine Entschließung angenommen, worin es heißt: „daß die Kündigung des Wirtschaftsabschlusses dessen Beibehaltung bezweckt. Wenn auch der Schlichterspruch den berechtigten Erwartungen nicht entspricht, so muß doch anerkannt werden, daß es den Gewerkschaftsvertretern gelungen ist, eine nicht unbedeutende Verkürzung der Arbeitszeit zu erreichen. Im Mantelarif sind ebenfalls die berechtigten Forderungen der Arbeiter nur in unbedeutender Weise erfüllt worden. Dagegen ist es aber gelungen, alle Verschlechterungsabsichten der Unternehmer zurückzuweisen. Aus diesen Gründen gab die Konferenz den Schlichtersprüchen für die Arbeitszeitregelung wie für den Mantelarif ihre Zustimmung, dagegen ist der Lohnschlichterspruch als völlig ungenügend abzulehnen.“

Die Unternehmer hatten die Schlichtersprüche für den Mantelarif und für die Lohnregelung angenommen, dagegen die ebenfalls durch Schlichterspruch vorgelegene Arbeitszeitregelung abgelehnt. Deswegen wurden vom Reichsarbeitsminister die Parteivertreter zu einer Verhandlung am 26. September d. J. eingeladen. Es wurde von den Unternehmervertretern darauf hingewiesen, daß die im Schlichterspruch vorgelegene Arbeitszeitregelung eine solche finanzielle Belastung für die einzelnen Braunkohlengruben verursache, die als untragbar bezeichnet werden müsse. Deshalb wurde der Reichsarbeitsminister ersucht, die Verbindlichkeitsklärung dieses Schlichterspruchs abzulehnen, dagegen die Schlichtersprüche für Mantelarif und Lohnregelung für verbindlich zu erklären. In einer Verhandlung kam es nur darüber, daß auch für die Arbeiter in den Tiefbaubetrieben der Randgebiete dieselbe Arbeitszeitregelung erfolge, wie der Schlichterspruch für die Randgebiete bestimmt. Dagegen mußte, um diese Verbesserung für einige weitere tausend Arbeiter zu erreichen, von den Gewerkschaftsvertretern zugestimmt werden, daß der Mantelarif und die Arbeitszeitregelung bis zum 30. September 1930 Gültigkeit hat. Diese drei Schlichtersprüche wurden dann vom Reichsarbeitsminister für verbindlich erklärt.

Soweit es sich um das Mehrarbeitsabkommen und den Mantelarif handelt, waren die Gewerkschaften mit dieser Verbindlichkeitsklärung einverstanden. Dagegen ist es als unverständlich zu bezeichnen, daß auch der Lohnschlichterspruch für verbindlich erklärt wurde. Wenn man berücksichtigt, daß in keiner Industrie Deutschlands so geringe tarifliche Lohnsätze vorhanden sind wie im mitteldeutschen Braunkohlenggebiet, so wäre es richtiger gewesen, der Reichsarbeitsminister hätte diesen Lohnschlichterspruch nicht für verbindlich erklärt.

Wenn man auch nicht alle Forderungen durchgesetzt wurden, so ist doch zu beachten, daß jetzt die Arbeitszeit eine halbe Stunde und vom 1. Oktober an wieder eine halbe Stunde gekürzt wird. Das bedeutet in einem Jahr eine Stunde Arbeitszeitverkürzung, denn vom nächstjährigen 1. Oktober ab beträgt die Arbeitszeit in den Tagebetrieben 8½ Stunden.

Anzuerkennen ist, daß die Verschlechterungsbestrebungen der Unternehmer verhindert wurden. Gegen ihren Willen wurde eine Verkürzung der Arbeitszeit durchgesetzt. Daß diese Bewegung trotz der oben erwähnten Mängel der einzelnen Schlichtersprüche einen Erfolg für die Gewerkschaft bedeutet, ist nicht zu bezweifeln. Es werden die Verbesserungsbestrebungen fortgesetzt werden. In diesem Punkte müssen die Braunkohlengruben, besonders unsere Verbandskollegen, alle Kräfte sammeln, das Bestreben zu unterstützen, das den gewerkschaftlichen Interessen dienlich ist. Otto Handke.

Geschäftskosten der Betriebsvertretung

Ein wichtiges Urteil des Reichsarbeitsgerichts

Die Betriebsvertretung einer Großfabrik hatte eine Betriebsversammlung in einem Saal mit der Tagesordnung: „Die Kosten der Betriebsvertretung“. Einberufen wurde die am 22. dieser Versammlung einberufenen Kosten für den Saalraum von 75 A der Betriebsversammlung als Geschäftskosten in Rechnung gestellt. Wie nicht anders zu erwarten, hatte die Firma die Übernahme der Kosten abgelehnt. Der Betriebsrat hatte beim Arbeitsgericht Klage erhoben.

Daß die durch die Einberufung und Abhaltung der Betriebsversammlung entstandene Ausgabe von 75 A als Geschäftskosten der Betriebsversammlung zuzurechnen ist, hat das Reichsarbeitsgericht entschieden.

Das Arbeitsgericht hat die in der Sache geäußerte Auffassung des Reichsarbeitsgerichts bestätigt. Das Reichsarbeitsgericht hat in seinem Urteil, daß für die Frage, ob die Kosten der Betriebsversammlung als Geschäftskosten der Betriebsversammlung zu rechnen sind, es auf die Art der Betriebsversammlung ankommt, nicht ankommt, sondern auf die Art der Betriebsversammlung ankommt, nicht ankommt, sondern auf die Art der Betriebsversammlung ankommt.

zutreffend von dem Gedanken ausgegangen, daß eine Erstattung der Saalkosten unter dem Gesichtspunkt notwendiger Geschäftskosten nach § 86 in Frage kommen kann, wenn die Betriebsversammlung sich mit einem zum Geschäftskreis der Betriebsvertretung gehörigen Gegenstande befaßt. Der Geschäftskreis der Betriebsversammlung bedeute sich aber mit dem Geschäftskreis des Betriebsrates, er betreffe nur Angelegenheiten des Betriebes.

„Mittelbar“, heißt es in der Begründung des Reichsarbeitsgerichts, werden allerdings unter besonderen Umständen auch an sich betriebsfremde, zum Beispiel gewerkschaftliche Angelegenheiten in den Geschäftskreis der Betriebsversammlung und des Betriebsrates fallen können, wenn etwa die Behandlung der Angelegenheiten in der Betriebsversammlung notwendig ist, um den Betrieb vor Erschütterungen zu bewahren und das Einvernehmen zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite zu erhalten, und es werden deshalb in Ausnahmefällen noch bestehender tariflicher Regelung (§ 78 Ziff. 2 BRG) Lohnfragen zulässiger Gegenstand der Erörterung in einer Betriebsversammlung sein können, wenn die besonderen Umstände die Abhaltung der Betriebsversammlung im Interesse des Betriebes es erforderlich erscheinen lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat das Arbeitsgericht den vorliegenden Fall geprüft. Nach § 66 Ziff. 6 BRG gehört die Förderung des Einvernehmens zwischen Arbeitnehmerseite und Arbeitgeber zu den Aufgaben des Betriebsrates; dieser hat alles zu tun, was geeignet ist, das Einvernehmen zu fördern und vor allem eine drohende Störung des Einvernehmens zu verhindern. Auch die Abhaltung einer Betriebsversammlung kann diesem Zwecke dienen, wenn die Erörterung einer Angelegenheit, welche das Einvernehmen zu fördern droht, in der Betriebsversammlung die Erhaltung des Einvernehmens erwarten läßt. Konnte der Betriebsratsvorsitzende auf Grund der vorliegenden objektiven Tatsachen bei ruhiger, vernünftiger Würdigung aller Umstände der Überzeugung sein, daß die Störung des Einvernehmens durch die aufgetretene Befolgungsuntreue gefährdet sei und die Erörterung einer Angelegenheit in einer Betriebsversammlung zu einer Beilegung der Gefahr der Störung beitragen werde, so müssen die durch die Abhaltung der Betriebsversammlung entstandenen Geschäftskosten auch als notwendig im Sinne des § 86 BRG angesehen werden. Daß aber der Betriebsratsvorsitzende im vorliegenden Falle dieser Überzeugung sein konnte und gewesen ist, hat das Arbeitsgericht in rechtlich nicht zu beanstandender Weise festgestellt.“ W. G.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Hamburg. Für die Elektrizitätswerke erfolgt eine Lohn- und Gehaltssteigerung von 3 bis 5 %, so daß der Spitzenlohn für Obermaschinenisten, selbständige Monteure usw. 1,27 A beträgt. Das Lohnabkommen gilt bis 26. Mai 1929.

Saargebiet. In der Schwerindustrie wurden die Stundenlöhne ab 1. September von 3,12 Fr. auf 4,06 Fr. und ab 1. Januar 1929 auf 4,10 Fr. erhöht. Die effektiven Verdienste werden ab 1. September um 4 v. H., ab 1. Januar um ein weiteres Hundert erhöht. Das Alter für die Höchstlohngruppe wurde von 24 auf 23 Jahre herabgesetzt.

Frier. Die Löhne für die Heizungsbranche wurden um 9 % erhöht, so daß der Monatslohn ab 1. Oktober 1,46 A beträgt. Die Zulage für Helfer beträgt 5 %, so daß der Lohn ab 1. Oktober im 1. Jahr 85 %, ab 2. Jahr 1,10 A beträgt.

Waldenburg i. Schle. Nach dem Streik der Klempner von 14-tägiger Dauer wurde der Mindestlohn in der Spitze auf 1,07 A erhöht. Für die erste Überstunde ein Zuschlag von 15 v. H., für alle weiteren von 25 v. H. festgelegt. Die Bestimmungen für Ferien, Landzulage und Akkordarbeit wurden wesentlich verbessert.

Das Geheimnis des Zahltagsscheiterns

In der Schweiz. Metallarbeiter-Zeitung lesen wir: Viele Arbeiter bewahren das Geheimnis des Zahltagsscheiterns, als ob davon ihr ganzes wichtiges Glück abhängig wäre. Jeder die Nebenarbeiter noch die verarmten Kameraden und Freunde wissen, was das Zahltagsscheitern heißt. Wenn man diese Arbeiter fragt, warum sie so sorgsam dieses Geheimnis hüten, so wissen sie keine Antwort zu geben. Es ist aber gewöhnlich so, daß die einen meinen, sie verdienen einige Pfennige mehr als andere Arbeiter, und deshalb befürchten sie, sie könnten sich bei Mitteilung dieser Tatsache den Neid und Groll ihrer Kollegen zuziehen. Andere wieder scheuen sich im geheimen, sie verdienen weniger als andere, weil sie weniger tüchtig seien, und schweigen deshalb. Es gibt auch solche, die offen erklären, niemand könne sich darüber irgendwas zu sein, wieviel sie verdienen.

Alle diese Geheimnistumerei entspringt selbstjüchtigen Gefühlen und ist eines christlichen Gewerkschafters unwürdig. Ein aufgeklärter Arbeiter kümmert sich weder um den heiligen Neid müßigen Arbeiter, noch empfindet er Scham wegen seines zu kleinen Lohnes, weil er ja die Höhe desselben nicht selbst bestimmen kann. Er ist auch nicht der törichtsten Auffassung, daß der Lohn ein Geheimnis für ihn bilden soll. Er zögert daher keinen Augenblick, den Gewerkschaftsinspektoren jederzeit wahrheitsgetreuen Aufschluß über seine Lohnverhältnisse zu erteilen. Im Gegenteil! Er begrüßt es direkt, wenn der Betriebsratsmann seiner Organisation sich um seine Verhältnisse bekümmert, weil nur auf diese Weise Mängel aufgedeckt und durch gemeinsames Handeln behoben werden können. Er weiß genau, daß die Gewerkschaften keinerlei Mißbrauch mit den Lohnangaben treiben, sondern die erhaltenen Angaben lediglich im Interesse der Arbeiter verwenden. Aus dieser Erkenntnis heraus ist jeder Gewerkschaftler und jeder aufgeklärte Arbeiter jederzeit bereit, genaue und wahrheitsgemäße Lohnangaben seiner Gewerkschaft zu liefern.

Verbandsjubiläum im Erzgebirge

Die Ortsverwaltung in Aue hatte für den 6. Oktober die Mitglieder zu einer Feier eingeladen, wobei wieder 66 Mitgliedern für 2- und mehrtägige Krone zum Besuche geholt werden konnte. Eine Ursache, weshalb einem kleinen Geheime wurde jedem Jubilar eine Urkunde über die Verdienste, Kollege Richter, gedachte in einer Rede der Vorgänge von 1923 und betonte, daß gerade diese Zeit dazu geeignet gewesen sei, zu beweisen, daß man tüchtiger Kämpfer ist. Dann gedachte der Redner der Einweisung des Verbandes im Erzgebirge. Im Jahre 1883 brach in der Bergbauindustrie die Bewegung aus. In Aue ein Streik aus, der zur Gründung einer Betriebsvertretung führte. Kollege Michel wurde zum Bevollmächtigten gewählt. 1894 entstand die Betriebsvertretung in Schwarzenberg, dann die Betriebsvertretung in Johanngeorgenstadt, Obergrünau und zuletzt in Gersdorf. Diese fünf Betriebsvertretungen vereinigten sich am 1. Januar 1904 zu einer mit dem Sitz in Aue. Der Kollege Richter aus Chemnitz wurde zum bevollmächtigten Geschäftsführer und Bevollmächtigter gewählt. Mit 793 Mitgliedern begann er seine Tätigkeit. Er war der Auffassung, daß im Erzgebirge trotzdem ging es ungenügend. 300 Mitglieder zählte der VVB im Erzgebirge im Jahre 1914. Heute beträgt diese Zahl fast das Doppelte. Viele Angehörige des Verbandes sind nach als Mitglieder zu gewinnen. Jedes Mitglied müsse, so schloß der Redner, Kämpfer sein, damit der Fortschritt nicht behindert werde.

Alle Besucher versuchten die Festlichkeit mit dem Gedächtnis, weiter ihre Pflicht zu tun in der Werbung neuer Mitglieder.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorbund Stuttgart
Telephon-Nummern: C.-A. 62841, 62842, 62843

Mit Sonntag dem 21. Okt. ist der 43. Wochenbeitrag für die Zeit vom 21. bis 27. Oktober 1928 fällig.

Für den Bezirk Breslau wird zum baldigen Antritt ein Bezirkssekretär für Oberschlesien mit dem Sitz in Hindenburg (Saborze)

gesucht, der mit den Einrichtungen und der Verhandlungstechnik unseres Verbandes vollständig vertraut ist, rednerische Fähigkeit besitzt und eine mindestens 5-jährige Mitgliedschaft im VVB und Tätigkeit in der Arbeiterbewegung nachweisen kann. Polnische Sprachkenntnisse sind erwünscht. Selbstgeschriebene Bewerbungen mit den erforderlichen Angaben über die bisherige Tätigkeit sind bis zum 5. November 1928 mit der Aufschrift: „Bewerbung Bezirkssekretär Breslau-Oberschlesien“ an den Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Höfstr. 16, einzulegen.

Die Anstellung erfolgt nach den Bestimmungen des § 81 des Verbandstatuts. Das Gehaltsverhältnis regelt sich nach den Beschlüssen des 13. Verbandstags in Karlsruhe und den Beschlüssen vom Vorstand und Ausschuss.

Für den Bezirk Frankfurt a. M. wird zum baldigen Antritt ein Bezirkssekretär

gesucht, der mit den Einrichtungen und der Verhandlungstechnik unseres Verbandes vollständig vertraut ist, rednerische Fähigkeit besitzt und eine mindestens fünfjährige Mitgliedschaft im VVB und Tätigkeit in der Arbeiterbewegung nachweisen kann. Selbstgeschriebene Bewerbungen mit den erforderlichen Angaben über die bisherige Tätigkeit sind bis zum 5. November 1928 mit der Aufschrift: „Bewerbung Bezirkssekretär Frankfurt a. M.“ an den Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Höfstr. 16, einzulegen.

Die Anstellung erfolgt nach den Bestimmungen des § 81 des Verbandstatuts. Das Gehaltsverhältnis regelt sich nach den Beschlüssen des 13. Verbandstags in Karlsruhe und den Beschlüssen vom Vorstand und Ausschuss.

Anforderung zur Rechtfertigung:

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzulegen.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Regensburg i. Bayern:
Der Schlosser Martin Seidl, geb. am 11. November 1898 in Poßkam (Bayern), Mitgliedsbuch Nr. 5,076,149, wegen Nichtabrechnen von Beitragsmarken.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Münster i. W.:
Der Monteur Josef Grebe, geb. am 23. Mai 1902 in Huppstadt, Mitgliedsbuch Nr. 6,422,506, wegen Nichtabrechnen mit Beitragsmarken.

Für nichtwiederannahmefähig wird erklärt:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Deberan:
Der Hilfsarbeiter Willy Freier, geb. am 15. Januar 1901 in Rünheide, Mitgliedsbuch Nr. 5,870,871, wegen Betrugs.
Stuttgart, Höfstr. 16. Der Vorstandsvorsitzende.

Zur Beachtung! • Zuzug ist fernzuhalten:

von Drechern und Gläsern nach Graz (Andrigher Maschinenfabrik A.-G.) D.;
von Klempnern und Installateuren nach Holland St.;
A = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streik in Sicht; St. = Streik; W = Wohnregelung; Wt = Wohnstände; A = Ausspernung.

Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20.

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Monat September 1928

Krankenkasse:

Einnahmen	37587,47 A
Ausgaben	45438,19 A
Mehrausgaben	7850,72 A
Kassenbestand am 1. September 1928	1031130,98 A
30. September 1928	1028280,26 A

Sterbekasse:

Einnahmen	28726,92 A
Ausgaben	14834,93 A
Mehreinnahmen	13891,99 A
Kassenbestand am 1. September 1928	1234481,68 A
30. September 1928	1248376,67 A

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familien im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkassen ein. Folgt nicht den Seditionen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungstellen jederzeit erfolgen oder man wende sich an die Hauptverwaltung: Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.

Der Aufsichtsrat hat sich wieder konstituiert und wiederum den Kollegen Deutschmann mit der Führung der Korrespondenz sowie mit der Verwaltung des Unterstützungsfonds beauftragt. Es wird daher ersucht, alle für den Aufsichtsrat bestimmten Sendungen an Karl Deutschmann, Berlin O 34, Söfstr. 27, einzulegen. Gelter für den Unterstützungsfonds sind unter gleicher Adresse an Postfachkonto Nr. 6056 Berlin einzuschicken.

Hamburg, im Oktober 1928.

Mit Gruß

Der Vorstand

Das werktätige Indien

Vor zwei Jahren sandte die Internationale der Textilarbeiter eine Abordnung nach Indien, um dessen Industrie und die Lage der Berufsgegnossen zu erforschen. Der Entschluß ist dem Verständnis, der die Bedeutung der indischen Textilindustrie kennt. An der Reise nahmen von deutscher Seite Karl Schrader und F. Z. Furtwängler teil. Diese beiden haben das Ergebnis ihres Forschens in einem Buche (Das werktätige Indien, 442 Seiten, 32 Bilder und 1 Karte, Organisationspreis 6,50 M.) niedergelegt, das bei der Verlagsgesellschaft des ADGB in Berlin erschienen ist. Obwohl wir schon durch den Abdruck eines Abschnittes (Nr. 38 der MZ) auf das Buch hingewiesen haben, halten wir es für geboten, noch einmal darauf zurückzukommen.

In Europa hat man von Indien einen ziemlich nebelhaften Begriff. Man weiß etwa, daß dort ein paar hundert Millionen brauner Menschen leben, die scharf in Kasten geschachtelt sind und deren Fürsten einen fabelhaften Reichtum zur Schau tragen. Wie aber die vielmillionenköpfige proletarische Welt lebt und weht, wußte man nicht recht zu sagen. Hierüber wird man Auskunft in dem Buche von Schrader und Furtwängler finden. Nachdem sie einen gebräugten geographischen, geschichtlichen und staatspolitischen Überblick gegeben und die Religion und Kastenbildung kurz geschildert haben, kommen sie auf die Hauptfrage, auf die Lage des indischen Proletariats zu sprechen. Dieses wird von der beruflichen, industriellen und sozialen Seite beleuchtet. Beim Lesen dieser Kapitel fühlt man sich von einer Gänsehaut überzogen. Gewiß, auch in Europa, wie in Deutschland und England hatten, ja haben noch Industriebezirke, die als Höle mit der offenen Klappe bezeichnet zu werden verdienen, aber die europäischen Glendbezirke wie das Dasein ihrer Bewohner scheinen noch milde, noch erträglich in Anbetracht der entsetzlichen Drangsal der indischen Proletarier. Um deren Qual wiederzugeben, sucht man vergeblich nach Worten. Man möchte die Schilderungen in dem Buche für eine Übertreibung halten, fänden sie nicht ihre Bestätigung in den beigefügten Bildern und Zahlen.

In Indien werden ein paar hundert Millionen Menschen mit allen Schlägen und Pfiffen und mit brutaler Gewalt in Unwissenheit, Vorurteil und Knechtschaft gehalten, damit eine ausländische Kapitalistenklasse sich unerhört bereichern kann. Zu diesem höllischen Zwecke werden alle nur erdenklichen Register der Stimmungsmaße und der Brutalität gezogen. Die Beamten der britischen Majestät, alles ehfame Gentlemen, scheinen keine andere Aufgabe zu kennen, als dafür zu sorgen, daß ihren Kapitalisten eine möglichst große Beute aus dem indischen Proletariatsleib fließt. Jetzt wird einem einigermaßen begreiflich, warum die englischen Regierungen so sehr darauf bedacht sind, daß die britische Herrschaft über Indien nicht beeinträchtigt wird. Ein großer Teil des Reichtums Britanniens wird aus den Knochen des indischen Proletariats gepreßt.

Das indische Proletariat ist jedoch nicht nur gezwungen, der herrschenden Klasse seine Wohlfahrt zu opfern, sondern auch sein Leben. Die armen Teufel, die nichts wünschen, als ihr armseliges Leben in Frieden mit aller Welt zu leben, wurden eine Million Male in den Weltkrieg gejagt, damit sie auf den Schlach-

feldern für den Ruhm und den Profit ihrer Unterdrückten — wie die Proletarier der anderen Länder auch. Und nachdem ein Hunderttausend Indier auf den Schlachtfeldern der ganz christlichen Nationen Europas gemordet worden waren, wurde Indien noch obendrein durch Kriegskontributionen und Nahrungsmittelwegnahme geplündert, was für die hungernden Millionen eine Verschärfung ihrer ohnehin unerträglichen Drangsal bedeutete.

Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die geduldesten der Kreaturen ungeduldig wurden, sich regten, widerstrebten, ja sich fast revolutionär gebärdeten. Die radikale Stimmung wurde verbreitet und gestärkt von den heimkehrenden Kriegern, die auf den Schlachtfeldern gewahr geworden waren, daß ihre weißen Herren mit allen Lasten behaftet und ohne die Gutmütigkeit, die Uneinigkeit und Unwissenheit der Proletarier ihrem faulen Dasein nicht fröhnen könnten. Für die in Gärung begriffenen Millionen wirkte die Kunde von dem Umsturz in Rußland wie ein mustärkender, freizeitverheißender Strahl.

In dem Buche sind viele Seiten den opferreichen Versuchen gewidmet, die radikale Stimmung der Millionen praktisch auszuwerten, wie begonnen wurde, gewerkschaftliche Organisationen zu bilden, lebensfähig zu halten und welche Mühseligkeiten dies heißt bei einem geistig, religiös und sozial so beschaffenen Arbeitervolk.

Beim Lesen des Buches drängt sich einem wieder und immer wieder die Frage auf: Warum nimmt sich die englische Arbeiterpartei des so schamlos gedrückten Volkes nicht wirksamer an? Dessen Drangsal kann ihr doch kein Geheimnis sein! Auch ist ihr doch sicher bekannt, daß die schlimmsten Unterdrücker des indischen Volkes britische Kapitalisten und Beamte sind. Man sollte meinen, daß die englischen Arbeiter, vornehmlich aber die gewerkschaftlich organisierten, deren wirtschaftliche Lage doch nicht wenig von dem Elend der indischen Klassen-gegnossen nach unten beeinflusst wird, das Teufelspiel der britischen Kapitalisten in Indien nachdrücklich und ununterbrochen brandmarken und mit aller Kraft auf Abstellung trachten müßten. Oder haben sie es vielleicht gar getan und es ist nur nicht bekannt geworden?

Wie dem auch sei, hier erwacht der Gewerkschaftsinternationale eine ebenso dringliche wie dankbare Aufgabe. Darauf weisen übrigens die beiden Verfasser am Schluß ihres Buches deutlich hin. Man möchte sagen: noch nicht deutlich genug. Die Arbeiterpresse aller Länder sollte den Hinweis verstärken und verlangen, daß von Entschuldigungen und verheißenden Worten zur Helfenden, zur befreienden Tat übergegangen wird. Zur Tat! meinen wir. Hierzu wird, so glauben wir und hoffen wir, das Buch über das werktätige Indien nicht wenig beitragen. Es lüftet den Schleier von der jahrhundertlangen Missetat einer geldhungrigen Kapitalistenklasse am indischen Volke. Es schärft das Gewissen aller derer, die des Mitleids und der Hilfsbereitschaft mit namenlos gequälten Menschen nicht bar sind. Darum ist diesem Buche die ihm gebührende Verbreitung zu wünschen.

F. K.

Eine internationale Sprache

Von Anton Machat, Wien

Die dringende Notwendigkeit der internationalen Sprache macht sich nirgends so fühlbar wie bei internationalen Kongressen. Und um so fühlbarer macht sich diese Notwendigkeit in der Nachkriegszeit, da die Welle der Demokratie die bürokratischen und aristokratischen Popsträger — die sogenannten Diplomaten — fortgeschwemmt hat, deren selbstverständliches Vorrecht es war, die Staaten vor dem internationalen Forum zu vertreten. Bis auf ganz geringe Ausnahmen bestanden ihre Fähigkeiten zu diesem Amte fast ausschließlich nur aus der Kenntnis mehrerer Sprachen, besonders der französischen. Für diejenigen, die niemals für den Lebensunterhalt sorgen mußten, die aller drückenden, alltäglichen Sorgen entflohen waren, war es keine besondere Kunst, sich außer ihrer Muttersprache eine der meistverbreiteten Sprachen anzueignen, besonders da ihnen die Möglichkeit geboten war, von Jugend an durch einen guten Sprachlehrer unterrichtet zu werden, und sie auch zeitweise in dem Lande weilen konnten, wo die betreffende Sprache gesprochen wird.

Aber die Menschen sind trotz allem Gerede vom Fortschritt doch sehr konservative Wesen. Der Mund ist voll neuer, revolutionärer Ideen, aber ihre Taten unterscheiden sich nicht von denen ihrer Väter und Ahnen. Aber nicht nur im privaten und familiären Leben, sondern auch im öffentlichen, wo ihr Tun oft dem widerspricht, was sie predigen. Und das gilt ganz besonders in der Angelegenheit der internationalen Sprache. Man spricht immer von Internationalen, und zwar nicht nur von einer, sondern auch von einer grünen, schwarzen, kapitalistischen, von Internationalen der Invaliden, Freidenker usw. Wo ist aber eine wirkliche Internationalität, wobei ich an eine Nationslosigkeit nicht denke?

In den letzten Jahren hatte ich Gelegenheit, einer ganzen Reihe von internationalen Kongressen und Treffen beizuwohnen und ich gewann die Überzeugung, daß die Einführung einer einheitlichen, internationalen Sprache zur unbedingten Notwendigkeit geworden ist, wenn diese Kongresse für alle Delegierten von wirklichem Erfolg sein und ihren Zweck erfüllen sollen!

Bis vor kurzem war bei solchen Kongressen die Verhandlungssprache das Französische, dann sind das Englische und schließlich das Deutsche dazugekommen. Zeigt mir aber den Menschen, der alle Sprachen soweit beherrscht, daß er allen Kongressarbeiten folgen kann! Es genügt aber nicht, den Verhandlungen zu folgen, man muß sich auch an Debatten beteiligen, Standpunkte und Ansichten der Partei oder Korporationen, deren Vertreter man ist, zum Ausdruck bringen. Viel leichter ist es, eine Sprache zu verstehen, als sie zu sprechen oder gar in ihr vorzutragen; es gibt nur wenige, die sich solcher Fähigkeit rühmen können.

So geschieht es, daß manche Kongresse geistig von einzelnen Personen beherrscht werden, die diese Sprachkenntnisse besitzen, während die meisten Teilnehmer bloße Zuhörer, ja selbst in meine Zuschauer bleiben. Die Angehörigen einer der großen drei Nationen sind da in gewissem Vorteil, weil ihre Muttersprache auch als eine der Verhandlungssprachen gilt.

Was sollen aber die Angehörigen der übrigen Nationen, besonders der kleinen tun?

Aus meiner Praxis weiß ich, daß die Slaven sich miteinander meist deutlich verständigen, obwohl ihre Sprachen viel Gemeinsames haben. Wie wenig kann sich übrigens ein Deutscher aus dem Böhmerwald mit einem Wiener verständigen, wenn sie im Dialekt miteinander sprechen! Und doch sind diese Gebilde einander so nahe.

Bei internationalen Kongressen ist es jetzt also notwendig, von Sprache zu Sprache zu übersetzen, was selten gut gelingt und viel kostbare Zeit in Anspruch nimmt. Auch die Resolutionen, Kongressdrucksachen müssen mehrsprachig sein, das kostet wieder Geld. In Anwaltschaft von Aufrichtigkeit erklärt mancher Delegierte — privat natürlich, denn öffentlich will er es nicht zugehen —, er fühle sich beim Kongress überflüssig und er bedauere, sich nicht aktiv beteiligen zu können. Außerdem bleibt es vielen fähigen Einzelnen aus den Arbeiterkreisen aus Mangel an Sprachkenntnissen für immer verwehrt, an ihren Kongressen teilzunehmen, obwohl ihre Ansichten der eigenen Sache mehr dienen würden als die Ansichten derjenigen, die zwar bei dem Kongress die Mehrheit haben, aber nicht direkt den Arbeiterkreisen entstammen und somit eigene Erfahrungen über die Sorgen und die Not des Arbeiters nicht besitzen.

Wenn ich auch bisher noch kein Esperantist bin, so fühle ich immer dringender die Notwendigkeit einer einzigen Kongresssprache, die leicht erlernbar ist, in der man die Gedanken klar und deutlich ausdrücken und somit der Sache und Idee nützen kann. Viel Zeit und Geld, viel Mißverständnisse bleiben uns erspart, nichts anderes könnte uns mehr näherbringen. Was verursacht denn die meisten Streitfälle und Mißverständnisse? Die Unmöglichkeit der gegenseitigen Verständigung. Oft bemerkt ich, daß Leute, die eine gleiche Sprache sprechen, sich nicht verstehen; wie sollen sich erst diejenigen verstehen, die verschiedene Sprachen sprechen!

Wie in diesem, sollen auch hier die internationalen Arbeiterorganisationen mit dem Beispiel vorangehen und als die einzige Verhandlungssprache das internationale Esperanto einführen, sie würden der Idee der Arbeitersolidarität mehr nützen, als man glaubt. Es gehört auch zu den Aufgaben der Arbeiterklasse, sich die Kenntnisse des Esperanto anzueignen und mit Hilfe derselben die Fäden der internationalen Verbrüderung zu vervielfältigen und lebendig zu gestalten. Darum: Auf zur Tat!

Sowjetrußland

Störungen in der Brotversorgung

Zurzeit herrscht in zahlreichen Städten und Industriebezirken der Sowjetunion eine so große Knappheit an Brot, daß sich vor den Brotläden und Bäckereien lange Schlangen bilden. Ganz besonders kritisch ist zeitweilig die Lage in der Ukraine, einem Gebiet, das zu den fruchtbarsten und landwirtschaftlich ergiebigsten Europas gehört, gewesen. In einer Pressekonferenz, die der ukrainische Sowjetpräsident Petrowski wegen den Schwierigkeiten in der Brotversorgung der Städte abgehalten hat, ist von ihm die Erklärung abgegeben worden, daß die in mehreren Städten der Ukraine im Zu-

sammenhang mit der Getreidekrise eingeführten Brotkarten in nächster Zeit wieder abgeschafft werden sollen, weil nunmehr die Versorgung der von der Hungergefahr betroffenen Gebiete mit Saatgut beendet ist und man daher eine stärkere Belieferung der Städte wieder aufnehmen kann. Immerhin ist nach den Worten des Sowjetpräsidenten die Frage der Brotversorgung der vorbandenen Lebensmittel auch weiterhin eine geheimerer Notwendigkeit und die Sowjetregierung habe die verstärkte Zufuhr von Kartoffeln bereits angeordnet. Petrowski bezeichnete es als die moralische Pflicht der Bauernschaft, das Getreide in größtmöglichem Umfang den staatlichen Anlaufstellen abzuliefern und den Einflüsterungen der Getreidebesessenen kein Gehör zu schenken. An den von der Sowjetregierung festgesetzten Getreidepreisen müsse unbedingt festgehalten werden, da diese Preise auf sämtliche Preise der Industriemärkte bestimmenden Einfluß haben. Dafür werde die Regierung bestrebt sein, der Bauernschaft durch mögliche Verbilligung der Industriemärkte entgegenzukommen. Auch in bezug auf etwa vorkommende Getreideknappheiten bei Erhebung der landwirtschaftlichen Steuer soll den Bauern in weitestem Umfang Genugtuung geboten werden, und die Ortsbehörden sind bereits angewiesen, alle auf die Steuer bezüglichen Streitfälle in 24 Stunden zu erledigen. Des weiteren erklärte der Sowjetpräsident, daß auch hinsichtlich der Selbstbesteuerung, über die die wohlhabenden Bauern sehr empört sind, weil ihnen dabei die „Dorfarmut“, das heißt durch die arme Bauernschaft eine große Belastung aufgezogen wird, auch eine Neuregelung getroffen werden soll, wodurch die Selbstbesteuerung im nächsten Wirtschaftsjahr 25 v. H. der landwirtschaftlichen Steuer nicht übersteigen soll (Kommunist Nr. 221).

Auch der Trub, das Hauptblatt der Gewerkschaften, befaßt sich in den letzten Tagen sehr eingehend mit dem Brotmangel in den Industriebezirken. In einem Leitartikel vom 26. September wird unter anderem mitgeteilt,

„daß nicht nur der Plan für den September, sondern auch der Oktoberplan der Getreidebelieferung nur unter Anspannung aller Kräfte durchzuführen sein wird. Es genügt nicht, das Getreide in den Produktionsgebieten bereitzustellen, man muß es auch in die Mittelpunkte des Verbrauchs überführen und rechtzeitig verteilen. Wir wissen aber, daß die Pläne und Vorschläge nicht immer vollständig und rechtzeitig durchgeführt werden, die Verteilung häufig im Rückstande ist usw. Die Mängel des Verteilungsapparats bringen es mit sich, daß gerade bei der Versorgung der Industriegebiete ernste Störungen vorkommen.“

Wie immer schließt der Leitartikel mit der Aufforderung an die Gewerkschaften, an dem „Kampf“ gegen die Mängel auf dem Getreidebereich tatkräftig teilzunehmen.

Die Hauptursache der mangelhaften Zufuhr von Brotgetreide in die Städte ist in dem Widerstand der wohlhabenden Bauern, den sie der Ablieferung von Getreide gegen behördliche Höchstpreise entgegenzusetzen, zu erblicken. Die Bauern rechnen damit, daß die Regierung sich schließlich gezwungen sehen wird, die Preise weiter hinauszusetzen und halten einstweilen ihr Getreide zurück. Dagegen nützen alle Ermahnungen und Hinweise auf die „moralische Pflicht der Bauernschaft“ gar nichts. Die Sowjetregierung hat bisher noch kein wirksames Mittel gefunden, um den Widerstand der Großbauern zu brechen.

Schriftenschau

Das Banner muß stehen — Es gibt wohl kaum einen Arbeiterkämpfer, der nicht dieses Lied Lord Folsons schon inbrünstig gesungen hätte. Professor Jacobus Welsen hat dem Gedicht Folsons Gestalt gegeben auf einem Kunstblatt. Hoch flatternd das Banner — ein Denkmal für den einen, ein Mahnruf an alle. Der Bannerträger Lord Folson wird dargestellt, wie er das Banner im Fallen in die Erde wirft. — Dieses Bild (Blattgröße 67 x 50 cm) ist bei der Verlagsanstalt „Courier“, Berlin SO 16, Michailkowskypl. 4, in zwei Ausführungen zu haben, eine Reproduktion für 15 M., die Wiedergabe in Kupferdruck für 1 M., gerahmt 6 M.

Die wertvollste Arbeitslosenfürsorge. Von Dr. jur. R. Wilhelm, Direktor in der Hauptstelle der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. (Währung des Arbeitsrechts, neue Folge, Band 8.) 208 Seiten. 1928. In Ganzleinenband 8 M. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61. — Der Verfasser, der seit Jahren an der Ausgestaltung der wertvollsten Arbeitslosenfürsorge und an der Abfassung der am 1. April in Kraft getretenen neuen Bestimmungen des Verwaltungsrats der Reichsanstalt und des Reichsarbeitsministers beteiligt gewesen ist, behandelt in der vorliegenden Neuauflage alle mit der Durchführung dieser Bestimmungen zusammenhängenden Fragen.

Der Wörder und der Staat. Die Todesstrafe im Urteil herabragender Zeitgenossen von G. R. Runge. Walter Gredde, Verlag, Stuttgart, Hohestr. 2. Großformat seit 1. 285 M., geb. 4,25 M. (Porto 30 J.). — Zum ersten Male findet der Deutsche die Urteile seiner herabragenden Zeitgenossen über die Todesstrafe. Seine wissenschaftliche Abhandlung wird hier unterommen, sondern lebendige, persönliche Meinungen — etwa achtzig — unterrichten die Öffentlichkeit über die Stellungnahme ihrer besten und hervorragenden Geister. Im ersten Kapitel entwirft der Verfasser in ebenso sachlicher wie fesselnder Weise das Problem der Todesstrafe bis auf seinen letzten Kern. Der Leser wird nun selbst zu entscheiden haben: für oder gegen die Todesstrafe. Er wird sich dabei der Tragödie Jakubowski erinnern.

Die Geschichte einer „Erlösung“ von Josef Weissbart. Mit Zeichnungen von Max Graef. 114 Seiten. 1,40 M., Ganzleinenband 2,40 M. Im Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Gesundbrunnen. Ein herbes, entbehrungsreiches Arbeiterleben und doch nicht freundlich und leichtlos.

Die gemeinverständliche Darstellung der „Gesetzten Regelung der Arbeitszeit nach dem Stand vom 1. Juli 1927“ von Zeitpart. Körper ist in 4. Auflage (26. bis 30. Tausend) neu herausgegeben. Die Neuauflage gab Gelegenheit, die inzwischen noch vorgenommenen Gesetzesänderungen einzuarbeiten, so daß nunmehr die Broschüre wiederum den allerneuesten Stand der gesamten gesetzlichen Arbeitszeitregelung lückenlos wiedergibt. Der in erster Linie für den praktischen Gebrauch des Gewerkschaftsfunktionärs und Betriebsrates bestimmte kleine Kommentar verdient weiteste Verbreitung. Verlags-gesellschaft des ADGB, Berlin S 14, Juchaczstraße 6 a. Preis 80 J., Organisationspreis 65 J.

„Geschichte der deutschen Schneiderbewegung“ von Heinrich Stühmer. Band II. Herausgegeben vom Deutschen Verbands-Verband. Berlin SO 16. — Der erste Band ist bereits 1913 zum 25-jährigen Bestehen des Schneiderverbandes erschienen. Dieser vom Genossen Eduard Bernstein geschriebene Band reicht bis zur Gründung des Deutschen Schneiderverbandes im Jahre 1888. Krieg und Inflation verzögerten die Herstellung des zweiten Bandes, der nun zum 40-jährigen Jubiläum des Verbandes erschienen ist. Dieser Band, der 260 Seiten umfaßt, bildet erst die eigentliche Geschichte des früheren Schneiderverbandes und jetzigen Deutschen Verbands. Einen breiten Raum nimmt die Entwicklung der gewerkschaftlichen Politik des Verbandes ein. Weitere Kapitel behandeln die Prozesse und Verfolgungen, die Presse und sonstige Literatur, die Internationale der Beschäftigten sowie den Zeitabschnitt während des Krieges und nach dem Kriege. Den Vertrieb durch den Buchhandel hat die Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin S 14, Kneipstr. 6, übernommen. Der Buchhändlerpreis beträgt für jeden Band 10 M.

Einstellungswang und Ründigungsstich für Schwerbeschädigte. Gemeinverständlich dargestellt und mit dem vollständigen Gesetzestext herausgegeben von Arnold Burmeister, Inspektor bei der Hauptfürsorgestelle Hamburg. 56 Seiten. Verlag Friedrich A. Wödel in Leipzig 11, Blumenstraße 18. Einzelpreis 60 J., bei Partiestellungen von 10 Stück an Ermäßigungen.

Was sollen wir trinken? Eine grundlegende Antwort und erprobte Anweisungen zur Herstellung alkoholfreier Getränke und Fruchtäfte. Herausgegeben vom Deutschen Frauenbund für alkoholfreie Kultur. Preis 20 J. Dresden-A. Viehstr. 22, I.

